L. eleg. g.
121d

Eckardt

<36628381940017 S

<36628381940017

Bayer. Staatsbibliothek

312 B

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Dramaturgische Studien.

Von

Dr. Ludwig Eckardt.

I.

Aarau 1853.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

Vorlesungen

über

Shakspeare's Hamlet.

Versuch

einer

psychologischen Entwicklung

von

Dr. Ludwig Eckardt,

Dozenten der Aesthetik und Kunstgeschichte, deutscher Sprache und Litteraturgeschichte an der Hochschule in Bern.

R.

Aarau 1853.

Druck und Verlag von H. R Sauerländer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Meinen hochgeehrten Freunden,

den Herren

Prof. Dr. Troxler in Bern — **Prof. Dr. Heinr. Kurz** in Aarau —

den berathenden Freunden meiner Studien,
den Beförderern meiner Bestrebungen.

Vorwort.

Die meine kühnsten Erwartungen übersteigende, wohlwollende Aufnahme meiner „Vorlesungen über Goethe's Tasso" ermuthigte mich zu einem zweiten Versuche. Nicht ohne Zagen lege ich diese Studien dem Publikum vor; — wenn ich auch vielleicht von ihnen sagen darf, daß sie die Ergebnisse einer treufleißigen Forschung sind, so beeile ich mich doch, hinzuzufügen, daß sie nicht mehr sein wollen und können, als verhältnißmäßig das, was dem künftigen Historienmaler Studienköpfe sind.

Nur Einen Vorzug wünschte ich dem Büchlein, — den frischen Hauch einer ungebrochenen Jugend, den Ton liebevoller Begeisterung für die Meisterwerke der dramatischen Litteratur. Ich mache

nicht Anspruch auf den zweifelhaften Ruhm, die Dichtungen, an deren Deutung ich mich wage, zum Ausgangspunkte eigener glänzender Ideen gemacht zu haben; sondern wäre am meisten beglückt, wenn der Kritiker, der diese Blätter seiner Beachtung würdig findet, sagen könnte: ich hätte — wie ein Jünger an seiner Staffelei — mit Hingebung zu meinem Dichter aufgeblickt und seine Riesenschöpfung mit Treue, Zug um Zug, Farbe um Farbe, im bescheidenen Maßstabe meiner Kopie wiedergegeben.

Ich bleibe hier dem Wege der Kritik treu, den ich bei meiner Betrachtung des „Tasso" eingeschlagen. Sie steigt vom Besondern zum Allgemeinen auf und sucht die Idee aus der Dichtung heraus, nicht hinein zu lesen; sie nimmt, da das Drama eine Offenbarung des Seelenlebens in Handlungen ist, die Charaktere zum Hauptgegenstand ihres Studiums, sucht das *Sein* derselben aus ihrem *Werden* zu erklären und verwandelt zu diesem Zwecke die zerstreuten Charakterzüge in — wenn ich so

sagen darf — möglichst lückenlose, selbst die kleinste Andeutung des Poeten benutzende Biographien.

Diese Art der Kritik ist wesentlich — Entwicklung. —

Dem vorliegenden Bändchen werden sich zunächst Studien über Goethe's „Egmont“ und „Götz von Berlichingen“ anschließen. Shakspeare, Goethe, Schiller *) und die griechischen Tragiker beschreiben den Gesichtskreis meiner Forschungen, und ihren Werken sind daher diese Blätter geweiht.

Ein Zug dankbarer Gesinnung bewegt mich, Allen denen, die meinen ersten Versuch so wohlwollend besprachen und beim Publikum einführten, und von denen mir Mehrere leider noch unbekannt sind, hier die Versicherung auszusprechen, daß keines ihrer Worte für mich verloren ging, daß sie mich wirklich gehoben und ermuthigt haben. Ich gedenke hier der Herren Prof. **Dr.** Troxler in Bern, Legationsrath Varnhagen van Ense in

*) S. meine Abhandlung: „Schillers Geistesgang“, Bern, Harald Blom, 1853.

Berlin, Prof. **Dr.** Düntzer in Köln, Prof. **Dr.** Kurz in Aarau und Prof. **Dr.** Köchly in Zürich in erster Reihe, die — indem sie dem aufstrebenden Jünger die Hand reichten — ihm die ersehnte Bahn zu einem schönen, wenn auch fernen und für seine Kräfte wol nie erreichbaren Ziele öffneten. Zumal des erstgenannten würdigen Mannes, der trotz vorgerückten Alters noch immer geistesfrischen Antheil an neuen Bestrebungen nimmt, noch immer gerne der Tage denkt, wo er in Jena studirte und einen Schiller, Goethe, Schlegel sah, der mir in meiner stillen Zurückgezogenheit väterliche Freundschaft, Anregung und Belehrung bot, sei mit Liebe gedacht.

Es wächst der Mensch nicht blos mit seinen höhern Zwecken, — er wächst auch mit seinen Freunden! —

Man wird es mir nicht zürnen, wenn ich dem Schriftchen nach lange beobachtetem Schweigen einen Gruß an mein großes deutsches Vaterland, an mein Oesterreich, an dich, meine Vaterstadt Wien, deren Sohn ich mich rühme, beifüge. Ferne

von der Heimat fand ich in der gemeinsamen — **geistigen** Heimat der vielfach zersplitterten deutschen Volksstämme: in unserer Nationallitteratur und in ihrem Studium wissenschaftliche Beruhigung und — Läuterung.

Die Wissenschaft war mein „Hain der Diana." —

Tasso ist das Gemälde einer aus Irrthümern und Zweifeln sich zu der Erkenntniß des Berufes aufringenden Seele. Die ganze Stimmung meines Gemüths mußte mich zu dieser Dichtung ziehen; ihren Kommentar schrieb ich mit meinem Herzblut, denn ich hatte mich selbst nach mancherlei Schwankungen wiedergefunden. Es wurde mir dabei aus eigener Erfahrung recht klar, daß nicht nur der Dichter gelebt haben muß, was er gestalten will, — nein, daß auch der Erklärer einer verwandten Seelenlage bedarf, um eine Poesie in ihrer ganzen Tiefe erfassen zu können.

Nunmehr zog ich ohne Zittern, mit fester Hand einen Strich durch meine Vergangenheit. Nicht, als

ob es mir an Muth fehlte, eine, zwar an Wahn und Irrthum, an zerstörten Idealen und verfrühten Hoffnungen reiche, aber in sittlicher Beziehung reine und uneigennützige Jugend zu vertreten; oder, als ob ich zu feige wäre, die Folgen des Hinterunsliegenden, die sich im Menschenleben mit jedem Schritte mehren, zu tragen. Nein; es war aber ein weiser Gedanke der Alten, daß derjenige aus dem Lethe trinken müsse, der ein „neues Leben“ beginnen will. Bei diesen Worten denke ich auch an Dich, wackerer Auerbach, und an Deinen vielgetadelten Roman, der mir doch in mancher Beziehung lieb geworden ist, weil er mich in einer empfänglichen Stimmung traf. Da ich nicht an der Vergangenheit zu zehren, in die Zukunft hinein zu träumen, sondern in der Gegenwart meine Hütte zu bauen liebe, — so zimmerte ich mir denn aus den Balken, auf denen ich mich aus dem Schiffbruch rettete, mit Gott ein neues Lebensschiffchen. Gönnt ihm günstigen Wind und hie und da ein stilles Ankerplätzchen! —

Ich denke noch des Augenblicks, wo ich auf einer Reise nach Paris in einem Posthause die letzten deutschen Klänge vernahm; sie kamen aus einem Kindermunde und pochten leise an mein Herz. So klingt mir jetzt die deutsche Poesie nur noch echoartig und wehmüthigstimmend zu. Sind doch wir, die im schönen, noch immer jugendfrischen Schweizerlande, — dem zu wärmstem Danke verpflichtet zu sein, ich mit Freuden bekenne, — unsern Dichtern Freunde werben, gleichsam der am weitesten nach Süden vorgeschobene Vorposten der Muse Germaniens. Wer zürnt, wenn die einsame Beiwacht zuweilen Heimweh überschleicht?

Aus der Ferne kann ich meinem Volke noch die freudige Kunde bringen, daß seine Litteratur in der stammverwandten Schweiz immer wärmere Liebe und Theilnahme erobere, die auch dadurch nicht getrübt wurde, daß leider Manche in der Fremde den deutschen Namen entehrten. Denkende haben nie nach solchen Einzelnen die Nation beurtheilt. Zum Belege schließe ich mit einer Briefstelle des geistreichen

Herrn Alt-Landammann Dorer-Egloff in Baden, Kanton Aargau, der (in der Freude über die günstige Aufnahme seiner sinnigen Schrift über Goethe's „Jery und Bätely") ausruft, es möge ein innigerer Zusammenhang zwischen der Schweiz und dem Mutterlande Deutschland, mit dem jene noch immer litterarisch zusammenhängt, eintreten, auf „daß, wenn Barbarossa das Reichspanier nach langem Schlafe erhebt, auch unsere drei Telle in ihrem Mythengrab erwachen und zum germanischen Lebensträger stehen!"

Bern, am Christabende 1852.

Dr. Ludwig Eckardt.

Studie

über

Shakspeare's Hamlet.

Thus conscience does make cowards of us all;
And thus the native hue of resolution
Is siklied o'er with the pale cast of thougt;
And enterprizes of great pith and moment,
With this regard, their currents turn awry,
And lose the name of action.

Hamlet.

Our wills, and fates, do so contráry run —

König (im Schauspiel).

Studie

[illegible] und Hamlet.

Shakspeare's Hamlet.

> Thus conscience does make cowards of us all;
> And thus the native hue of resolution
> Is sicklied o'er with the pale cast of thought;
> And enterprises of great pith and moment,
> With this regard, their currents turn awry,
> And lose the name of action.

Hamlet.

> Our wills and fates do so contrary run —

König (im Schauspiel).

I.

Faust und Hamlet.

„Welch ein Meisterstück ist der Mensch! Wie edel durch Vernunft! Wie unbegränzt in seinen Fähigkeiten! An Gestalt und Bewegung wie vollendet und bewundernswerth! Im Handeln wie so ähnlich einem Engel! Wie gleich in seinem Denken einem Gott! Die Zierde der Welt! Das Muster aller Wesen!"

Mit diesen Worten Hamlets leiten wir unsere Betrachtung ein. Wir glauben derselben nicht vorzugreifen, wenn wir schon jetzt andeuten, daß uns der Held dieses Gedankentrauerspiels mehr ist als eine einzelne sagenhafte Gestalt; wir werden ihn vielmehr in einer Beziehung als einen Repräsentanten der Menschheit aufzufassen haben. Seine obigen Worte sind daher desto bedeutungsvoller. Der Mensch, dieses eigenthümliche Wesen, das Natur und Geist in sich vereinigt, Irdisches und Himmlisches, Vergängliches und Unvergängliches, — das Wesen, das offenbar ein Glied der Geisterkette ist, ohne seiner Vergangenheit vor diesem Leben gedenken, ohne seine Zukunft ahnen zu können, — das Wesen, dessen Körper der Erde anheimfällt, während der Geist nach einem unbestimmten Etwas ringt, gleicht es nicht dem Prometheus der griechischen Sage? ist nicht sein strebender

Geist an den Körper gefesselt? Wer löst das Räthsel: Gehört der Mensch seiner zeitlichen Mutter — der Erde — oder seinem ewigen Vater? Wir tragen zwar alle ursprünglich den Schlüssel zu diesem Räthsel in unserer Brust, aber wie Vielen geht er im Sturme des Lebens verloren!

Der Mensch ist der Gottheit ähnlich, nicht gleich; denn im Begriffe des Urwesens liegt es, ohne Gleiches zu sein. Der Mensch kann daher zwar nie diesem gleich, aber er kann in einem steten Fortschreiten ihm ähnlicher werden. Aus sich heraus soll er sich emporarbeiten. Deshalb mußten ihm Hindernisse in den Weg gelegt werden, die zu überwinden sind; deshalb mußte er auch Anlagen empfangen, die ihn zum Kampfe mit jenen Hindernissen befähigen und die zugleich sich selbst gerade in diesem Kampfe entwickeln und bewähren.

Deshalb ward einerseits der Prometheus-Mensch an diese Erde, von der sein Körper ein Stück ist, gefesselt; anderseits ward er ausgerüstet, sich auf eine zweifache Weise dieser Fessel zu entledigen: durch die Macht des Gedankens, vermittelst dessen er sich zu den höchsten Ideen zu erheben vermag, — durch die Macht des Willens, der Gedanken in Thaten verwandelt. — Der Wille ist ohne Selbstbestimmbarkeit nicht denkbar, denn ein gebundener Wille ist eben kein Wille, nur ein Trieb. Das Handeln des Menschen hätte, selbst bei den größten äußeren Erfolgen, keine wahre innere Bedeutung, wenn er nur eine Drathpuppe, wenn er nicht frei im Handeln wäre. Erst das Freisein macht sein Verantwortlichsein möglich. Wir sehen daher den Menschen mit

Vernunft und dem Adel der moralischen Freiheit begabt. Sie machen ihn Gott ähnlich.

Aus dem Abstand zwischen dem Schöpfer und seinem Geschöpfe erklärt sich, daß jene Vernunft ihre Schranken haben müsse und diese Freiheit nur eine bedingte sein könne. Beide reichen eben zu, uns das Emporkommen möglich zu machen, ohne uns ungehemmten Spielraum zu eröffnen. Der glücklich geheilte Blindgeborne, der erst sehen lernen soll, wird nicht sofort dem vollen Glanze gegenübergestellt: Der Mensch, der erst zu denken und zu handeln beginnt, würde, wenn ihm Alles freigegeben wäre, sich in dieser Unermeßlichkeit nicht zurecht finden. Nur dadurch, daß ihm Gränzen gezogen sind, ist er befähigt, innerhalb eines bestimmten Gebiets zu wirken. Jene Beschränkung ist daher sein Heil; denn er konzentrirt nun seine Kraft, untersucht nur das Lösbare und hält — wie Laertes sagt, mit seinen Mitteln zu Rathe, damit sein Wille mit geringem Aufwande schon weit reiche.

Goethe sagt sehr schön: „Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme dieser Welt zu lösen, wol aber zu suchen, wo das Problem angeht, und sich sodann in der Gränze des Begreiflichen zu halten.“

Aber dieses Resigniren auf das Begreifliche findet nicht sofort und nicht so leicht statt. Es mag allerdings Naturen geben, die längst unbewußt verzichteten, weil sie eben aus geistiger Beschränktheit und in Folge eines Stilllebengemüths nie über ihr Dach hinausstrebten; aber ein bewußtes Resigniren setzt ein bewußtes und zuletzt als vergeblich erkanntes Gesuchthaben nach der Ausdehnung des Gebiets, das jen=

seits des uns eingeräumten liegt, voraus. Diese Entsagung wird, weil auch demüthigend, meist bitter und schmerzlich sein. Gerade die größten Menschen, zumal in den Jahren der Blüthe, sind geneigt, gegen die, wie es ihnen scheint, nicht unzerstörbaren Schranken anzukämpfen. Welcher Denker unter uns hätte nicht in ernster Stunde an die Welt die Frage gerichtet: Ist ein Gott? Ist eine Unsterblichkeit der Seele? Ist ein weltgeschichtlicher Fortschritt? Ist der Mensch sittlich frei? — Welcher ächte Mann hätte nicht aus solchem Zweifeln und Forschen seine Religion, die er als Kind auf Treue und Glauben hinnahm, als tiefe Ueberzeugung wiedergeboren? — und waren es nicht gerade große Männer, die oft in das Rad der Weltgeschichte eingreifen, das Geschick durch einen Machtspruch leiten wollten, bis ein Scheitern ihrer Pläne sie an das Dasein eines höhern Planes, an die Schranken menschlicher Thatkraft mahnte?

Die Menschen in einem solchen Ringen und Streben poetisch darzustellen, müßte für Jeden, der die Würde der menschlichen Natur mitfühlt, ein ergreifendes, ja tieferschütterndes Schauspiel sein. Zwei große Dichter unterzogen sich dieser Aufgabe. Goethe, der Dichter einer philosophischen Nation, machte den Menschen in seinem Kampfe gegen die Schranken der *Vernunft*, — Shakspeare, der Poet eines handelnden Volkes, den Menschen in seinem Verhältniß zu der ihm gegenüberstehenden Nothwendigkeit, im Konflikt mit den Hemmungen der sittlichen *Freiheit* und *Thatkraft* zum Stoffe einer Welttragödie. *Faust* und *Hamlet* sind daher mehr als der berüchtigte Zauberer und

der tolle Königssohn der Sage; sie sind von universeller Bedeutung, sind beide Repräsentanten der ganzen Menschheit.

Weil Faust eine höhere übermenschliche Erkenntniß anstrebt, geht ihm die Wahrheit, die dem Menschen zu wissen gestattet ist, mitten in seinem Forschen verloren; weil Hamlet ein von Außen freieres Handeln, als uns hier zukommt, ein mit der ängstlichsten Erwägung aller wirklichen und möglichen Folgen verbundenes, demnach ein, fast göttliche Seherkraft für die Gestaltungen der Zukunft voraussetzendes Handeln verlangt: geräth er fast in völlige Thatlosigkeit und verliert den Blick auf das Nächste. Beide wagen, von einer zu hohen Ansicht über den Menschen ausgehend, einen Ikarusflug und stürzen nur zu bald von der geträumten Höhe.

Der Mensch ist in den Tagen der Unschuld Eins mit sich: er glaubt, — er handelt ohne Bedenken. Diese Unmittelbarkeit zerstört der Mephisto in uns, der Zweifel. Dieser unterhöhlt den Glauben und macht die Thatkraft zögern. In „Faust" sehen wir den Zweifel in seiner Richtung auf die Ideen der Vernunft; in „Hamlet" sehen wir den Zweifel in seinem Einfluß auf das Handeln. Wir sehen in Faust den Kampf des Menschen, der die Geheimnisse der Natur entsiegeln, alle Sphären durcheilen, ein Gott sein will; wir sehen ihn mit Problemen ringen, auf die jeder edlere Mensch wenigstens einmal in seinem Leben stößt; wir sehen eine Theodicee vor uns, in der gefragt wird: Was sind wir? was ist Gott? was ist Natur? welches ist unser Verhältniß zu Gott und Natur? Erschließt sich uns

die Geisterwelt? — kurz, wir sehen den Widerstreit zwischen Glauben und Zweifeln, zwischen Hinnehmen und Forschen, der die denkenden Geister ewig bewegen wird. Faust ist die große Dichtung über die Trennung und Versöhnung der göttlichen und menschlichen Natur.

Ein gleich großes Schauspiel wird uns in „Hamlet" geboten. Da dringen die großen Fragen an uns heran: Sind wir frei? Und wenn, haben wir die Kraft, unsern Willen durchzuführen? Wie können wir diese Kraft haben, wenn wir sehen, daß die größten Vorsätze oft schon im Entschlusse sterben? Wie können wir frei sein, wenn wir sehen, wie oft Entscheidendes in einem Momente der Leidenschaft, in halbunbewußtem Ungestüm geschieht? Wo endet unsere Freiheit, wo beginnt höhere Nothwendigkeit? Ist Harmonie zwischen ihnen oder Disharmonie? Und wenn, wann tritt jene, wann diese ein? Unser Aller Herz klopft, wenn wir Hamlet dem Dilemma gegenüberstehen sehen: Soll ich eingreifen in die Welt, unbekümmert um die Ereignisse, die auf meiner Degenspitze schweben? oder soll ich die sieben Siegel vom Buche der Zukunft zu lösen suchen, ehe ich die Gegenwart umgestalte? *) — Werde ich nicht im ersten Falle

---

*) Herbart (Zur Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens Seite 49) sagt: „Wo die Motive zur Handlung gar nicht von außen kommen (z. B. nicht durch Furcht oder durch zufällig erregte Hoffnung, nicht durch Zureden herbeigeführt) und wo ihnen gar nicht widerstrebt wird, — wo überdies alle übersehbaren Folgen bekannt und vorbedacht waren: da wird die Handlung als völlig frei betrachtet!"

unbesonnen handeln und wie jener Zauberlehrling Etwas heraufbeschwören, das ich nicht mehr bemeistern kann? Werde ich nicht im zweiten Falle durch unzählige Hindernisse, die ich in der Ferne erblicke, den Gesichtskreis meines möglichen Handelns beschränken? Werde ich nicht dadurch, daß ich sorgenvoll vor- oder rückwärts schaue, den klaren nüchternen Blick trüben? — Eine andere, noch wichtigere Frage lautet: Hat die Vorsehung Macht und Recht, uns zu ihrem Werkzeuge zu berufen? Und wenn, sind wir dann noch frei? Haben wir als freie Menschen nicht Macht und Recht, uns jenem Auftrage zu entziehen? Oder sollen wir der Selbstbestimmung entsagen und den von außen an uns ergehenden Mahnruf in unsern Willen aufnehmen? Woran erkennen wir aber, wenn uns diese Pflicht aufliegt, daß jener Mahnruf auch ein berechtigter, ein göttlicher sei? Sollen wir so unbedingt an ihn glauben, woher er auch komme, oder sollen wir uns zuvor seiner Wahrheit und Gültigkeit vergewissern? — Hamlet überspringt zwar nicht die Sphäre der Freiheit, — das kann wol kein Mensch, selbst wenn er stärkere Sehnen denn Hamlet hätte — aber er rüttelt an den uns gesetzten Schranken, indem er seine Verpflichtung an die Außenwelt nicht anerkennt, indem sein Wille die That nicht blos gebären, sondern er selbst auch den Keim derselben erzeugen, daher nicht von außen aufnehmen will. Der Grund dieser Erscheinung liegt, wie wir sehen werden, in seiner Isolirun gvon der Welt. Hamlet, der über seiner That stehen, der sie allseitig durchdacht haben, der einem äußern Rufe und selbst dem des Vaters nicht folgen will,

bis ihn eine eigene Erkenntniß, ein innerer Entschluß treibt, — Hamlet, der nach seinem im Eingang angeführten Ausrufe fordert, daß der Mensch einem Engel gleich handle, das heißt, einem Wesen gleich, das höher steht, als der Mensch, — eben dieser Hamlet kommt entweder gar nicht zu der That oder handelt in Hast, unbesonnen, von äußern Umständen dazu gestoßen. Erst, nachdem er durch die Resignation durchgeht, gelangt er zum Vollzuge seiner Aufgabe. Wir könnten ihm daher die Worte des Königs zurufen:

O limed soul, that, struggling to be free,
Art more engag'd! — —
O Seele, die sich frei zu machen ringend
Noch mehr verstrickt wird! — —
(Act. III. 3.)

Hamlet ist die große Dichtung über Trennung und Versöhnung der Nothwendigkeit und der menschlichen Freiheit!

So sind Faust und Hamlet die modernen Titanen, die sich den Gesetzen des christlichen Himmels widersetzen, Gedankenkolosse aufthürmen wollen und zuletzt auf den Ruinen dieses vermessenen Baues zusammenbrechen. Sie lehren die Menschheit — Entsagung. Nach dem Angegebenen wird es wol nicht befremden, wenn wir uns auch (nach Rötschers Angabe) die Charaktermaske Beider ähnlich zu denken haben. Aus ihren Zügen wird die innere Zerrissenheit sprechen; auf ihrer edeln Stirne werden unruhige Gedanken, die darüber hinzogen, ihre Spuren gelassen haben.

Faust wie Hamlet erkennen ihren unglücklichen Standpunkt, ohne ihn verändern zu können; jener hört wol die

Mahnung der Osterglocke, aber mit der Erinnerung an die Kindheit kehrt leider nicht der Glaube zurück; dieser sieht wol ein, daß der Entschluß die frische Farbe verliert, wenn ihm die Blässe des Gedankens angekränkelt wird, aber er kann gleichwol nicht mit Einem Male seine Stellung zu der Welt verändern. Hegel sagt treffend: „Die tragischen Helden sind eben so schuldig als unschuldig, — sie handeln aus diesem Charakter, diesem Pathos, weil sie gerade dieser Charakter, dieses Pathos sind."

Ein Unterschied waltet zwischen Beiden, motivirt durch ihr verschiedenes äußeres Geschick. Faust hat sich unter den Studien Naturfrische bewahrt, einen Sinn für das Leben, während Hamlet, mit der Welt zerspalten, Pfui! über sie ruft. Wir dürfen aber hinzufügen, daß wol auch dieser in glücklicheren Tagen aus dem Becher des Lebens und der Liebe in reicheren Zügen getrunken hätte. Ein interessanter Umstand ist noch hervorzuheben: Shakspeare wie Goethe, letzterer freilich auch durch das Volksbuch veranlaßt, lassen ihre Helden, wol um deren beschauliche Richtung zu motiviren, diese von demselben Musensitze, von der Hochschule Wittenberg, die Shakspeare nach einer Angabe bei Delius gerade aus der schon damals in England wohlbekannten Faustsage kannte, ausgehen. Die Nennung Wittenbergs deutet den Morgen einer neuen Zeit, das Anheben einer Periode der Bildung an. Von Wittenberg aus wurde der alte kindliche Glaube zertrümmert und die Losung der freien Forschung allen denkenden Geistern Europas zugerufen. Ist es daher nicht ein tiefbedeutender Zufall, daß

die Poesie jene beiden Denker von dieser Stätte ausgehen ließ, die gleichsam im Hintergrunde der Dichtung die Gränzscheide des Mittelalters symbolisch andeutet?

Es ist eine oft wiederholte Wahrheit, daß jeder Mensch ein Stück Faust in sich trägt; — aus unserer Darstellung soll hervorgehen, daß in uns Allen auch ein Stück Hamlet liege.

II.

Die sittliche Freiheit des Menschen.

Ehe wir in die Entwicklung des Drama eintreten, mögen einige Gedanken über die sittliche Freiheit des Menschen vorausgehen, gleichsam als Hintergrund unserer Erklärung. Shakspeare ist über ihr Vorhandensein nicht im Zweifel, wie er denn durch seine Dichtungen sie glänzender und schlagender bewies als alle philosophischen Schulen Griechenlands und Deutschlands. Zum Ueberflusse sagte er in „Ende gut, Alles gut":

— — Zuerkannt
Ist Freiheit uns vom Schicksal. Rückwärtsgehn
Läßt Plän' es nur, wenn wir selbst schläfrig stehn.

Im „Lear" bekämpft der Dichter ausdrücklich die Meinung, als ob die Handlungen des Menschen vom Einfluß der Gestirne abhingen; ja, um seine Ansicht recht zu betonen, läßt er gerade durch moralisch gesunkene Charaktere, von

denen eher zu erwarten wäre, daß sie gerne die Verantwortlichkeit des Menschen wegleugneten, das Dasein jener Freiheit proklamiren. So Edmund im Lear: „Das ist das schöne Narrenspiel der Welt, daß wir, wenn wir meistens durch unsere eigene Schuld unglücklich sind, wir unsere Unfälle schreiben auf Sonne, Mond und Sterne, als ob wir Schurken wären durch Nothwendigkeit, Narren durch Fügung des Himmels, Verräther durch die unwiderstehliche Gewalt der Planeten und Alles, worin wir schlimm sind, durch göttliches Verhängniß. Eine herrliche Ausflucht, seine Triebe den Sternen aufzubürden."

So Jago im „Othello": „Es liegt an uns selbst, ob wir so oder so sind. Unser Leib ist ein Garten und unser Wille ist der Gärtner darin. Ob wir Nesseln pflanzen oder Salat säen, Ysop setzen oder Thymian ausjäten, ob wir ihn mit einerlei Pflanzen oder mit vielerlei anfüllen wollen; ob wir den Garten durch unsere Faulheit leer oder durch unseren Fleiß in einem blühenden Zustand haben wollen, — dazu liegt das Vermögen und die verbessernde Kraft völlig in unserm Willen. Hätten wir nicht auf der Wage unsers Lebens eine Schale voll Vernunft, um die Sinnlichkeit der andern aufzuwiegen, so würde das Blut oder die Verworfenheit unserer Natur uns zu höchst übereilten Entschließungen verführen."

Es liegt ferne von unserer eigentlichen Aufgabe, einen metaphysischen Beweis für diese sittliche Freiheit zu führen; es genügt uns hier, sie als Thatsache signalisirt zu haben. Wir wollen vielmehr einen Blick werfen in das Wesen

dieser Freiheit, auf die Bedingungen ihrer Entfaltung, auf die Hemmnisse, die ihr entgegentreten. Unsere Freiheit ist eine bedingte, weil vom Schöpfer begränzte. Gott bestimmt die Zeit, in der wir leben sollen, setzt unseren Anfang in gewissen Verhältnissen wie unser Ende in bestimmter Stunde fest. „Dulden — sagt Shakspeare — muß der Mensch sein Scheiden aus der Welt wie seine Ankunft." So weit jene Verhältnisse und Eindrücke von außen zu einer Zeit, wo wir ihnen nichts entgegenzusetzen haben, zu der späteren Gestaltung unsers Charakters beitragen, sind wir unverantwortlich; unsere Verantwortlichkeit beginnt erst mit unserer Freiheit, das heißt, mit dem Momente, wo wir der Selbstbestimmung fähig sind. Bei dem Gedanken an sie fühlen wir gerechten Stolz, aber — ein einziger Blick in ein Irrenhaus, auf die gefallenen Brüder unter uns wird uns sehr bescheiden machen. Solche Erscheinungen erklären sich nur durch das Vorhandensein von Bedingungen, an welche die Freiheit geknüpft ist, und durch das Vorhandensein von Hemmnissen, die ihrer Bethätigung entgegentreten.

Der Wille als solcher ist noch ohne Inhalt; hätte ich nichts als den Willen, so hätte ich zwar die Fähigkeit zu wollen, aber ohne noch zu kennen, was ich will. Ich hätte einen Bogen, aber keinen Pfeil dazu. Der Wille setzt daher den Geist voraus; von diesem empfängt er seinen Inhalt. Der Mensch kann nichts wollen, als was er in seine Vorstellungswelt aufgenommen hat; nichts zeugt so sehr dafür als die Erfahrung, daß wir zwar zuweilen eine dunkle

träumerische Sehnsucht empfinden, dieser aber keine bestimmte Richtung und Erfüllung geben können, so lange ihr Gegenstand uns unbekannt ist. Jene Sehnsucht ist eigentlich ein negatives Wollen; die Seele fühlt ein Unbehagen, strebt nichts mehr von dem, was ihr früher lieb war, an und ist nicht eher beruhigt, als bis eine neue Erscheinung am Horizonte ihres Erkennens auftaucht, die sie dann in ihren Willen aufnimmt. Eine verwandte, nur unendlich trübgefärbte Stimmung zeigt uns Hamlet bei seinem ersten Erscheinen.

Das Erkennen allein reicht aber noch nicht hin, um Etwas zu wollen, denn sonst müßten wir Alles, was wir erkennen, auch wollen. Wir wissen vielmehr, daß der Mensch eine Wahrheit recht wohl erkennen kann, ohne daß sein Wille bewegt wird. Das Wort ist ausgesprochen, — bewegt muß der Wille werden. Das Erkannte muß und wird einen Eindruck auf das Gefühl des Menschen hervorbringen und dadurch den Willen in Thätigkeit setzen; denn in jedem Gedanken liegt der Trieb, sich zu verwirklichen, nur wirkt er nicht auf Jeden gleichmäßig. Diese Einwirkung wird entweder anziehend oder abstoßend sein. Es ist jedoch damit nicht gesagt, daß der Wille einen ihn so anziehenden Gedanken in sich aufnehmen müsse. Der Wille ist ja ein freies Sichselbstbestimmen. Man beachte nur die Eine Erfahrung, daß gleichzeitig zwei Gedanken uns anziehen können. Der Wille wird durch das Gefühl nicht bestimmt, denn sonst würde an die Stelle der Freiheit Nothwendigkeit treten, — sondern nur angeregt. Er ist

noch immer frei und kann den Gedanken in sich aufnehmen oder nicht.

Da fällt mir ein schönes Wort Börne's ein: „Die Ueberlegung ist die Wurzel, die Empfindung ist Blüthe, die Handlung ist Frucht des menschlichen Geistes." (Ges. Schriften. I. 44.)

Der Gedanke, der den Keim der zu verwirklichenden That bildet, ist nicht die einzige Ursache derselben; es müssen noch viele begünstigende Umstände hinzutreten; daher kann man, wie Frauenstedt*) richtig bemerkt, aus der Unwirklichkeit noch nicht auf die Unmöglichkeit, aus Hamlets Zaudern noch nicht auf dessen Unfähigsein schließen. Schiller sagt im „Wallenstein":

— — Wo eine
Entscheidung soll geschehen, da muß Vieles
Sich glücklich treffen und zusammenfinden, —
Und einzeln nur, zerstreuet zeigen sich
Des Glückes Fäden, die Gelegenheiten,
Die nur, in Einem Lebenspunkt zusammen
Gedrängt, den schweren Früchteknoten bilden.

Dem Samen gleich, der bei aller eigener Güte, ohne Erde, Luft, Licht und Wasser, auch ohne Entwicklung bleibt, muß der Gedanke in ein günstig gestimmtes Gemüth fallen. Bleibt er ohne Eindruck auf das Gefühl, dann bleibt er auch ohne Erfolg. Der Mensch kann daher gegen ein Heer von Gedanken gleichgültig bleiben, weil sie nicht treibende Macht über ihn haben; er wird dagegen von jenem Ge-

*) Ueber Freiheit und Unsterblichkeit, Berlin 1838.

danken ergriffen werden, dem eine ihn bestimmende Tendenz innewohnt. Erst jetzt will er. Bei innerer Beharrlichkeit und äußeren günstigen Umständen wird dann der Entschluß — That.

Aus dieser Entwicklung folgt, daß der sittlichen Freiheit des Menschen vierfache Hemmnisse entgegenstehen können, die zu erwägen wol Pflicht eines jeden Sterblichen ist, und deren wir uns recht klar bewußt sein sollen, ehe wir über Hamlets so oft halb- und mißverstandenes Wesen absprechen.

Der Wille, sagten wir, empfängt seinen Inhalt vom Geiste; dieser ist seine erste Bedingung. Wir treffen deshalb auch die ersten Hindernisse auf dem Gebiete des Geistes. Ohne im Geringsten auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, will ich einiger erwähnen:

a) Armuth des Vorstellungskreises, Mangel an Anregung und Beispiel. Wer ohne höhere Ideen ist, kann nichts Höheres wollen, da er nichts Höheres kennt. Wie soll die Tugend in einem Herzen keimen, in das nie ein Sonnenstrahl der Liebe fiel? Wie soll in kleinen Verhältnissen etwas Großes gedeihen? Wer will einen Sünder der Böswilligkeit beschuldigen, wenn er erfährt, daß dieser nie ein Beispiel vom Dasein des Guten sah?

b) Falsche Anschauungen; sie können den Willen nur hemmen oder einseitig lenken.

c) Mangel der Gedanken an Tendenz oder treibender Kraft; er entsteht, wenn zwar bessere Erkenntnisse, höhere Gedanken vorhanden sind, dieselben aber nicht klar genug der

Seele vorschweben, um sie siegreich zu überzeugen oder gegenüberstehende Vorstellungen zu verdrängen. Die Erkenntniß einer Pflicht reicht nicht zu ihrer Erfüllung hin.

d) Die ganze Bildung des Menschen, — der begreiflicher Weise das auf einem bestimmten Lebensgange und in bestimmter Umgebung gewonnene Bewußtsein nicht willkürlich vertauschen kann. Der Anhänger eines religiösen Glaubens, welcher den Krieg verbietet, würde wol nur gezwungen die Waffen ergreifen, denn die Richtung seiner Gedanken könnte unmöglich einen ähnlichen Entschluß herbeiführen. Eben so können wir auch nicht den Geist der Zeit verleugnen, in der wir leben. Nehmen wir die Rache als Beispiel. Vergangene Zeiten sahen in ihr eine Pflicht; damals wird also die Erkenntniß: in diesem oder jenem gegebenen Falle ist Rache nothwendig — volle Macht über den Willen gehabt haben. Ganz anders denken neuere Zeiten. Der Ruf der Rache hat daher für uns keine so drängende Tendenz. So beschränkt, wie wir sehen, selbst der geistige Standpunkt der Zeit die Freiheit vermittelst seines Einflusses auf unser Erkenntnißgebiet.

e) Ungewißheit und Unsicherheit der Erkenntniß. Herbart sagt: „Wo Einer in großer Ungewißheit, etwa in einer ihm zuvor ganz unbekannten Lage, irgend Etwas thun mußte, da liegt vor Augen, daß selbst die größte Entschlossenheit des Versuchs doch kein entschiedenes Wollen ist, weil sich kein bestimmtes Wollen angeben läßt, sondern statt dessen vorbehalten bleibt, gemäß den Umständen, die sich ergeben werden, fernere Entschlüsse zu fassen. So viel Ein=

fluß hat das Wissen aufs Wollen." Der Mensch in dieser Lage wird wie Hamlet nach dem Schauspiele tief aufathmen, da er die schrecklichste Gewißheit leichter trägt, denn Unklarheit und Zweifel *).

f) Zu langes Erwägen; denn dadurch verliert der Gedanke, der verwirklicht sein will, seine ursprüngliche Macht über uns, — das Gefühl wird allmälig weniger empfänglich für ihn. Man kann auch auf allzugroße Ueberlegung die Worte des Königs beziehen:

— Güte, die vollblütig wird, erstirbt
Im eignen Allzuviel. — —

Schiller sagt:

Wer allzuviel bedenkt, wird wenig leisten.

g) Oft scheint eine wirkliche Trennung zwischen Geist und Willen einzutreten; der Geist erkennt Dies als das Rechte, und der Wille scheint selbstständig aufzutreten, indem er etwas Anderes in sich aufnimmt. Dies ist in der That aber auch nur Schein. Es findet in einem solchen Falle nicht eine Entzweiung von Wissen und Wollen, sondern ein Streit zwischen zwei Gedanken statt, die beide den Willen anziehen. Es hängt nun Alles davon ab, welcher die Macht über den andern erhält. Der obsiegende wird Willensbeschluß und That. Eine solche Entzweiung kann auch entstehen, wenn der Mensch zwischen zwei Pflichten gestellt ist, wenn er — gleich Brutus — zwischen seinem

*) Cartesius (medit. de prima phil. 4.) sagt: »Si semper, quod verum et bonum sit, clare viderem, numquam de eo, quod esset judicandum vel eligendum, deliberarem.

Vaterlande Rom und seinem Freunde Cäsar zu wählen hat. Begreiflich ist es, daß eine solche Entzweiung auch gänzliche Thatlosigkeit herbeiführen kann, wenn eben keiner der unter sich streitenden Gedanken die Oberhand gewinnt. Der König sagt treffend:

— Wie ein Mann, der Zweierlei soll thun,
Steh' ich in Zweifel, was zuerst ich wähle,
Und lasse Beides. — —

Der Mensch fragt sich dann gleichsam: „Sein oder Nichtsein?"

h) Gänzlich aufgehoben ist — zwar nicht das Wollen — wol aber der freie Wille, wenn eine gewaltsame Störung der Geisteskräfte eintritt. Der Wahnsinnige ist sittlich unzurechnungsfähig, weil er in seinem Thun außer sich ist, gewisse Vorstellungen seinen Willen unbedingt beherrschen. Nichts ist daher ergreifender in unserm Drama, nichts tiefgedachter, als daß neben Hamlet, der die sittliche Freiheit, das bewußte Handeln zuspitzt, Ophelia erscheint, ein menschliches Wesen, das mit dem Verluste seines Quentchens von Geist auch allen und jeden freien Willen einbüßt. — —

Hemmnisse anderer Art liegen in der Unempfänglichkeit für die Tendenz der Gedanken, einer Stumpfheit, einem geistigen Schlafe, der sich durch keinen höhern Ruf unterbrechen läßt und den Adel der moralischen Freiheit nur schwach behauptet, — (Cartesius a. a. O. sagt: „Indifferentia, quam experior, cum nulla me ratio in unam partem magis quam in alteram impellit, est infimus gradus libertatis.") — oder in zu großer Empfänglichkeit,

die zwar von allen Anregungen leidenschaftlich ergriffen wird, aber zu flüchtig ist, um den Willen dauernd anzuregen.

„Der Vorsatz, den die Leidenschaft geboren,
Er ist, sobald sie weicht, mit ihr verloren;“

sagt der König im Schauspiele.

Fernere Hindernisse beziehen sich auf die Art der Thätigkeit des Willens selbst; sie sind weder an Zahl noch an Bedeutung geringer. Auf den Willen hat die Organisation des Körpers Einfluß, — eine schwächere wird in ihrem Thun gehemmt, eine krankhafte erschlafft oder überreizt sein; — das Alter, denn das „heiße Blut des Jünglings stürmt zum Angriff“, während das „Bejahrterer“ schleicht und auf das Urtheil wartet; — eben so das Temperament: der Melancholiker ist, um nur Ein Beispiel zu nennen, in seinem Streben eher gelähmt als befeuert, unthätig und niedergeschlagen verzehrt er sich in selbstquälerischen Träumen; eben so ist der Einfluß der Erziehung in Rechnung zu bringen, die dem Willen oft für das ganze Leben eine schlimme Richtung geben kann, möge diese nun in Muthlosigkeit oder Tollkühnheit, in äußerster Willenlosigkeit oder Starrsinn bestehen. Oder ist nicht auch der Stimmung zu erwähnen, in der uns der Ruf zu einer That trifft, und die ja leicht wie ein Wolkenbild wechselt? Wie oft drückt nicht die ganze Lebenslage auf uns! Wie Manchen macht eine falsche Lebensstellung, ein verfehlter Beruf, mit dem er nur äußerlich zusammenhängt, unthätig gleich wie den Kaufmann von Venedig, der kein Pfund Fleisch an sich hat,

das zum Krämer und Wechsler taugte, und daher auch so trübgestimmt ist, ohne sich eines bestimmten Grundes dieser Stimmung bewußt zu sein. — Wie eigenthümlich ist nicht Glück und Unglück in seiner Rückwirkung auf uns! Jener verliert mit dem Glücke, mit dem Bewußtsein des gesicherten Besitzes seine frühere Unternehmungslust; dieser rafft sich erst im Unglücke zu voller Energie auf. Wie anregend kann nicht die Freude, wie niederschlagend der Schmerz wirken? Mancher meiner Leser wird an sich selbst erfahren haben, daß man in einer „Reihe von schönen Tagen" — Shakspeare lehrt in „Antonius und Cleopatra", daß Genuß und That unverträglich sind — gleich sehr an Thatkraft einbüßen könne, wie bei andauernder Traurigkeit. —

Nehmen wir aber auch an, ein Mensch habe alle diese Hemmnisse überwunden, oder sei von ihnen nicht beengt worden, der Entschluß sei da. Damit wäre zwar der Sieg der Freiheit in uns entschieden, aber er ist noch lange nicht vollendet. Shakspeare sagt in „Maß für Maß":

— — Gedanken sind nicht Thaten,
Vorsätze nur Gedanken. — —

Die Freiheit muß auch außer uns siegen; sie muß sich als fähig erweisen, den Entschluß durchzuführen. Erst dann können wir die That unser nennen. Bei der Durchführung eines Entschlusses können wir scheitern, wenn wir verkehrte Mittel wählen, — wenn wir selbst eine gewisse Unsicherheit fühlen, die entweder aus nicht beruhigtem Gewissen oder aus Zweifel am Erfolge, oder aus Furcht, ob die einzelnen Mittel auch rechtzeitig in einander greifen, ent-

stehen kann; wir sind dann nur selbst Ursache des Mißlingens. Ferner, wenn uns im Gegensatze mit der so eben geschilderten Empfindung Uebermuth oder zu frühe Siegeshoffnung erfüllt, die nothwendige Ruhe und Besonnenheit raubt; oder wenn unsere Kraft entschieden unzulänglich ist; oder wenn unserm Streben die Interessen Anderer widerstreben und gegen uns die Uebermacht geltend machen. Endlich müssen unsere Entschlüsse in der Durchführung scheitern, wenn sie im Widerspruche mit dem Geiste der Geschichte, mit dem Plane der Gottheit stehen. Unser Entschluß muß ja auch von der Zeit begünstigt sein. Shakspeare zeigt dies in „Julius Cäsar" überdeutlich. Das römische Volk war der Republik unwürdig, zu der Monarchie reif geworden. Den Uebergang von der Republik zu der Monarchie bildet die Oligarchie. Cäsar, der nach der Krone strebte, fiel; der Geist der Geschichte rief im Kapitol: Zu frühe! Brutus, der die Republik retten wollte, fiel; die Geschichte rief bei Philippi: Zu spät! Die Triumviren siegten, weil ihr Unternehmen die Richtung der Zeit deckte. — So kann der edelste Gedanke in das Wesenlose zurückfallen, wenn über ihn ein: „Zu frühe!" oder „Zu spät!" gerufen wird. Doch auch unter den günstigsten Umständen verwirklicht sich der innere Wille durch den äußern Akt nie vollkommen. Das ist der Grund, warum trotz des scheinbar oder wirklich unerschöpflichen Reichthums unserer Innenwelt verhältnißmäßig nur so Weniges aus uns hinaustritt.

Es muß sich ja der Gedanke, bis er Entschluß und That wird, durch so zahllose Hemmnisse hindurcharbeiten, denen

freilich der ewige Richter bei seinem Urtheilspruche Rechnung tragen wird, da er sie vorausgesehen, ja gewollt und geschaffen hat. Ist nun der Inhalt der vorliegenden Dichtung wirklich die schwere Geburt der That, um mich des Ausdruckes eines so geistreichen Kritikers wie Theodor Mundt zu bedienen, so hat dieser mein Eingang seine Aufgabe erfüllt; denn er sollte den Leser zu demuthsvollen Ansichten über Freiheit und Thatkraft stimmen. Wir werden dann nicht so voreilig Hamlet als willensschwach und unkräftig bezeichnen; wir werden zugleich den Schlüssel gefunden haben, der das Räthsel seines Handelns oder vielmehr Nichthandelns löst. Der Verlauf des Drama ist unbedingt so, daß jeder Zuschauer oder Leser seiner eigenen Schwäche bewußt wird und zuweilen gerade deshalb mit dem Zorne eines Börne den Helden anklagt. Daher das drückende Gefühl, das von Akt zu Akt wächst, bis wir zuletzt dann aufathmen können. Es ist ja in uns Allen ein Stück Hamlet.

III.

Die sittliche Nothwendigkeit.

Wir nannten Hamlet die große Dichtung der Trennung und Versöhnung der sittlichen Freiheit des Menschen und einer höhern Nothwendigkeit. Die folgenden Blätter sollen in gedrängten Zügen die Art jener Trennung und dieser Versöhnung nachweisen und so ein tieferes Verständniß des

zu erläuternden Werkes anbahnen, an das man nicht mit zu großer Vorbereitung, nicht mit zu geweihtem Gemüthe herantreten kann; denn es stellt sich uns hier der geheimnißvolle Gang der Vorsehung trotz manches noch nicht gehobenen Schleiers ahnungsreich dar. Wir Alle fühlen mit Herzklopfen den Schauer vor dem Geschicke, das über die Gestalten des Drama hinzieht, mit und schauen ängstlich empor, denn wir erblicken ähnliche Wolken über unserm Haupte, welche uns erquickenden Segen, aber auch den zuckenden Strahl bringen können.

Indem der Mensch eine gewisse Vorstellung in seinen Willen aufnimmt, sie wählt — wählen setzt schon sprachlich das Wollen voraus — und durchführt, wird er seiner Freiheit bewußt; aber er macht auch zugleich eine andere Erfahrung. Er hat seinen Willen nur mit Mühe und nach der Besiegung von Gegenvorstellungen oder wol gar feindlichen Entgegenwirkungen durchsetzen können; er sieht hinwieder das Kaumvollendete schon von Neuem angegriffen, in seinem Sein bedroht und in Frage gestellt; er muß wol gar erfahren, daß seine Absicht gänzlich vereitelt wird. Der Mensch erfährt also mit seinem Willen auch die Willenskräfte aller andern Menschen, nicht blos in seiner Nähe, sondern zuweilen in der weitesten Ferne. Zunächst muß ihm das Zusammen- und Ineinanderspielen aller dieser einzelnen Willen als eine Masse ohne Gesetz, als ein Chaos ohne Licht, als eine unlösbare Verkettung von Bestrebungen gleich dem gordischen Knoten, als ein buntes Heer ohne Einheit erscheinen.

Seine Göttin wird Fortuna und seine Freiheitslehre eine Zufallslehre sein.

Das Gelingen oder Mißlingen unserer Bestrebungen wird und muß ihm als ein bloßer Zufall erscheinen, so lange er das geschichtliche Weltleben nicht im Ganzen erfaßt, sondern nach einem aus dem Zusammenhang gerissenen Zeitbruchstück, etwa nach dem so eben verflossenen Tage, beurtheilt. Auf diesem Standpunkt wird er, so oft ihm Etwas mißlingt, den Gang der Dinge der Ungerechtigkeit beschuldigen. — Eine ganz andere Weltanschauung geht ihm auf, wenn sein Blick über Jahrhunderte zurückfliegt, bis dahin, wo sich unser Wissen von vergangenen Tagen in ein mythisches Dunkel verliert, und wenn er den Strom der Zeiten gleichsam von der Quelle an wieder bis auf die Stunde der Gegenwart heraufverfolgt, Alterthum und Mittelalter, die neue und neueste Geschichte im Geiste noch einmal erlebt. Obwohl er nun die Anfangsglieder dieser fast unübersehbaren Kette von Ereignissen nicht zu erblicken, die Endglieder nicht zu ahnen, ja nicht einmal ihre Zahl zu errathen vermag; obwohl er überdies das Buch Klios nur mit sterblichem und daher getrübtem Auge zu lesen vermag: so entdeckt er hier, wo er ein großes Gebiet überschauen kann, Spuren des Daseins einer Einheit, die er im kleinen Rahmen seines Eintagslebens vermißte oder nur nicht wahrzunehmen im Stande war. Die Vorstellung dieser Einheit steht aber mit der frühern Vorstellung einer Masse ohne Einheit im entschiedensten Widerspruch. Der Mensch sieht sich daher genöthigt, die letztere fallen zu lassen und an die

Stelle des Zufalls eine weise Absicht zu setzen. Er nimmt daher einen selbstbewußten Mittelpunkt der Welt an und sieht in ihm den Grund der sich dem Denker offenbarenden Einheit im Gange der Dinge. So wird der Zufall zum Schicksal, welche Worte recht bezeichnend sind; denn einen Fall kann auch eine blinde Ursache, eine Schickung nur ein bewußtes Wesen herbeiführen. Gottes Wille als der höchste ist daher derjenige, vor dem die einzelnen Willen zusammentreffen, sich ergänzen und vermitteln und in dem sie sich in die höhere Einheit aufheben. Diese Einheit erscheint unserm geistigen Auge als Weltordnung, und diese ist es, die dem einzelnen menschlichen Willen als höhere Nothwendigkeit gegenübersteht. Mit Beziehung auf die künftige Entwicklung des Universums erkennen wir in dieser Weltordnung auch die Vorsehung *), von der wir jedoch nicht annehmen können, daß sie die Freiheit des Menschen in ein trügerisches Nichts auflöse; denn wir müssen den von Augustinus im Widerspruche zu Origines gethanen Ausspruch umkehren und sagen: „Die Dinge sind nicht darum, weil Gott sie weiß, sondern Gott weiß sie, weil sie sind."

Die Weltordnung, dieses Mysterium voll Weisheit und Heiligkeit, wurde und wird noch jetzt von Gott gewollt, denn seine Rathschläge sind nicht wandelbar. Er wird sie daher immer wollen, ja er muß sie wollen, obwohl er der freieste Wille ist.

*) Wir werden in der Folge sehen, wie Hamlet zu seiner Annahme einer Fortuna, zu seiner spätern Anerkennung einer Vorsehung kam.

In Gott ist daher die Nothwendigkeit und Freiheit identisch. — —

Von dieser höhern Nothwendigkeit ist eine andere, welche Daub (in seiner „Darstellung und Beurtheilung der Hypothesen über Willensfreiheit") als die natürliche anführt, unterschieden worden; sie ist die, in welcher sich Jeder, so wie er sich empfindet, antrifft, ohne sich in sie gebracht zu haben: er ist in sie hineingeboren. Diese natürliche Nothwendigkeit ist aber nichts Anderes als die Folge der jeweiligen irdischen Erscheinungsform jener höhern; denn die Weltordnung — wir nehmen hier das Wort im Sinne eines sich unserm Auge allmälig aufrollenden Weltplans — zeigt sich unter uns nicht sofort in ihrem hellen Glanze, sondern unter Schlacken, die erst im Feuer geläutert werden müssen, — und entwickelt sich daher auch nur schrittweise, indem sie die jeweilen überwundene Form mit einer neuen, die sich aus jener entpuppt, vertauscht. Das Gesagte wird sogleich klar sein. Der Mensch handelt nämlich aus einer bestimmten Zeit und Lage heraus; er ist schon durch seine Geburt in einen gewissen Kreis gestellt. Diese Umstände rechtfertigen zwar nicht, aber sie erklären sein Thun. In so ferne scheint die sogenannte natürliche Nothwendigkeit Macht über ihn zu haben, und es dünkt uns ungerecht, ihn dafür büßen zu machen. Ein tieferer Blick belehrt uns jedoch eines Bessern. Der Mensch ist durch seine Voraltern und Aeltern, wie durch seine Kindheit, wo er den äußern Eindrücken noch keine Selbstständigkeit entgegensetzen konnte, Erbe einer bestimmten Form der Welt-

ordnung — seine Zeit kann Niemand verleugnen! — und mußte Erbe einer solchen Form sein, wenn er anders in die Welt eintreten sollte. Was die Erde berührt, nimmt ihren Staub an. Jeder trägt, wie den Segen, so auch den Fluch der ganzen Weltgeschichte an sich. Dieses Erbe ist freilich nicht die Wahl des Menschen; aber es ist deshalb auch weise Vorsorge getroffen, daß er sich von diesem Erbe freimachen könne. Der tragische Held leidet für sein Thun, obgleich dieses Thun den Grund in seinem innersten Wesen hat, und er dieses selbst beim besten Willen nicht sofort umgestalten kann. Goethe (Wilhelm Meisters Lehrjahre, Bd. 18 S. 191) sagt: „Niemand glaube, die ersten Eindrücke seiner Jugend überwinden zu können."

Dieses Leiden ist aber zugleich eine Läuterung, die ihn gerade von dem, was ihn zu seinem bisherigen Thun bestimmte und so seine Freiheit hemmte, freimacht. Der Mensch sollte daher bei diesen Leiden nicht fragen, wodurch er sie verdient habe, sondern im Gegentheile für einen, wenn auch schmerzlichen Prozeß danken, welcher das Gold seiner Seele läuterte. Karl Moor ist in dem Momente, wo er sein thörichtes Beginnen erkennt, weit freier als damals, wo er, durch seine ganze Vergangenheit gestimmt, sich der Gesammtheit als Einzelner entgegenwarf. Sollte nach dem Gesagten doch noch Einer so thöricht sein, den Himmel dafür anzuklagen, daß wir die an uns haftende Vergangenheit, gleichsam die Sünden der Vorfahren zu büßen haben, so erinnere man ihn nur daran, daß — wie sein Vater an ihn — er wieder ein ähnliches Erbe an seine

Nachwelt gelangen läßt, von dem sich diese freizumachen hat. Er büßt nur, so zu sagen, schon jetzt eine Schuld der Zukunft.

Die höhere Nothwendigkeit, die einen bestimmten Plan der Menschheitserziehung verwirklichen will, kann wie den einzelnen Menschen nur von Stufe zu Stufe, so auch die gesammte Menschheit nur von einer Erscheinungsform der Weltordnung zu einer andern und höhern emporführen. Der einzelne Mensch muß nun irgendwo in diesen Entwicklungsprozeß eintreten und Zeitgenosse einer verhältnißmäßig niedern Stufe werden, von der aus er sich mit der Gesammtheit zu einer höhern erhebt. Das Erbe dieser niedern Stufe ist die sogenannte natürliche Nothwendigkeit. Da aber diese niedere Stufe wieder nichts Anderes ist als eine Erscheinungsform der fortschreitenden Weltordnung, so haben wir den Zusammenhang der natürlichen mit der höhern nachgewiesen. Gerade dadurch, daß wir uns von der natürlichen freizumachen suchen, um im Geiste der höhern Nothwendigkeit zu handeln, gelangen wir zum Gebrauche unserer Freiheit. — —

Nachdem diese Nothwendigkeit erkannt ist, fragt sich nun, wie sich unser Handeln zu ihr verhalte. In ihm tritt unser Wille als ein einzelner der Weltordnung, die gleichsam die Gesammtheit und Vermittlung der thätig werdenden Kräfte darstellt, gegenüber. Goethe sagt: „Der Handelnde ist immer gewissenlos;" denn er muß, um seine Absicht durchzusetzen, von den Absichten und Ansprüchen aller Andern absehen. In demselben Verhältnisse als das Weib weniger

handelt, weniger in die Außenwelt eingreift, erhält es sich reiner und unschuldiger. Unser Wille, der vor der Wahl noch ganz allgemein ist, äußert sich, sobald er That wird, nur auf eine einseitige Weise. Der Mann wählt sich unter vielen Berufen Einen; schon dadurch wird er einseitig und schuldig, denn er verletzt alle andern Lebenskreise. Jede große Idee, jede tiefe Leidenschaft tritt einseitig auf; deshalb trägt sie auch den Keim der Tragödie in sich. Die Idee, die Leidenschaft reißt dann das Individuum, das ihr Gefäß ist, bis zur Selbstvergessenheit hin. Mit sich selbst verliert dann der Mensch auch die ganze Weltordnung aus den Augen und verficht blind für alles Andere das Eine, das sein Blut rascher strömen macht. Diese Einseitigkeit ist in Einer Beziehung nothwendig; es geschähe nichts Großes, nichts Außerordentliches in der Welt, wenn sich nicht der Handelnde in Einer Richtung hin konzentrirte und Alles für Eine Sache einzusetzen wagte. Dadurch erhöhen wir ja künstlich unsere Natur; wir setzen — wie Schiller sagt — der einzelnen Kraft, in die wir unser Wesen zusammenziehen, Flügel an. Wer nicht einseitig sein Ideal und seine Aufgabe im Auge hat, wie ein zweiter Fortinbras, — wird der Anschauungsweise seiner Zeit, den Warnungen seiner Umgebung, den Schwierigkeiten des Unternehmens, moralischen Bedenklichkeiten jeder Art Rechnung tragen; er wird alsdann nirgends anstoßen und nie zum Märtyrer seiner Ueberzeugung werden, aber er wird auch nicht über die bescheidene Thätigkeit eines Stilllebens hinauskommen. Nur dadurch, daß man auf rasche und vollständige Durch-

führung seines Ideals dringt und mit sich nicht feilschen und markten läßt, sondern rücksichtslos nach dem Ziele stürmt, kann man Großes leisten, freilich auf die damit verbundene Gefahr hin, — in demselben Momente unterzugehen, wo man sein Banner siegreich entfaltet.

Es gibt freilich auch reine, vermittelnde, betrachtende Charaktere wie Horatio; sie sind aber nie epochemachend, nie geeignet, eine neue Zeit heraufzuführen. Es war daher der größte Irrthum der von Goethe in „Wilhelm Meister" vorgeschlagenen Theaterbearbeitung des „Hamlet", dem Horatio die Stimme zum Könige zu geben. Charaktere wie Horatio sind der Chor, nicht der Held des Lebensdrama; sie können für diesen wol eine Stütze, aber kein Schwert sein. Sie ergreifen nirgends die Initiative; sie gleichen jenem dritten Tone, der, wenn zwei Töne zugleich angestimmt werden, von diesen in der Luft erzeugt wird und mitklingt. Sie sind diejenigen, die im großen Rechnungsbuche der Geschichte keinen Posten selbst aufschreiben, wol aber von Zeit zu Zeit die Summe unten hinsetzen. Sie sind die Werkzeuge der Weltordnung, durch welche diese die Einseitigkeit der Handelnden aufhebt, die Extreme ausgleicht. Nur ist es, denke ich, schwer oder unmöglich, sich unter allen Verhältnissen und auf die Dauer vermittelnd zu verhalten: die ewige Ruhe mitten in der Welt des Handelns kommt nur der Gottheit selbst zu.

Die Einseitigkeit aber, von der wir oben gesprochen, ruft ihrem Gegensatze. Der Handelnde setzt durch sein Wollen und Thun den Vorstellungskreis Anderer in Be-

wegung, er provozirt Handlungen dieser Andern, wodurch sich die Einzelwillen wieder ausgleichen; er ruft endlich eine Kette von Folgen hervor, die er nicht überschauen, oft kaum ahnen konnte. Wallenstein sagt:

Nicht ohne Schauder greift des Menschen Hand
In des Geschicks geheimnißvolle Urne.
In meiner Brust war meine That noch mein:
Einmal entlassen aus dem sichern Winkel
Des Herzens, ihrem mütterlichen*) Boden,
Hinausgegeben in des Lebens Fremde,
Gehört sie jenen tück'schen Mächten an,
Die keines Menschen Kunst vertraulich macht.

Diese tückischen Mächte, wie sie Schillers Held in seiner Schicksalssprache nennt, sind nichts Anderes als die Macht der Gesammtwelt — gegen den einseitig übergreifenden Willen des Einzelnen, die höhere Nothwendigkeit — der menschlichen Freiheit gegenüber. — —

Der Mensch kann im Geiste der Weltordnung handeln; er kann sie aber auch scheinbar oder wirklich verneinen. Scheinbar verneint sie Jeder, der die gegebenen Verhältnisse bekämpft und neueren Ideen Bahn brechen will; denn, was er verneint, ist nicht die Weltordnung selbst, sondern nur eine Erscheinungsform derselben. Er handelt im Geiste einer zukünftigen Erscheinungsform dieser Weltordnung. Beide Erscheinungsformen haben in diesem Kampfe ihre Verfechter und tragischen Helden. Die Einen stehen auf

*) Ein vortrefflicher Ausdruck! Der Geist — der Vater, das Gemüth — die Mutter des Thatgedankens!

dem Boden des Gewordenen, des Beharrenden und haben von der Geschichte den Auftrag, ihn so lange zu vertheidigen, bis die kommende neue Idee sich soweit geläutert hat, daß sie siegen darf, kann und daher jetzt auch muß. Ein solcher tragischer Held wäre Julian der Apostat, in dem sich gleichsam die untergehende antike Welt noch einmal zusammenrafft und den letzten Kampf aufnimmt.

Andere stehen hingegen auf dem Boden des Werdenden, im Ideenkreise des Bewegenden. Eine Idee, die vielleicht später einst rein und geläutert zum Siege gelangt, kündigt sich ursprünglich mehr negativ an; das heißt, sie sendet Jünger aus, welche die bis zur Stunde herrschenden Ideen bekämpfen, aber das, was sie an Stelle dieser setzen wollen, noch nicht klar wissen, sondern nur ahnen. Sie sind es, die hinausgestoßen werden, damit sich in ihnen das Gold der Idee von den Schlacken reinige. Es ist zwar höchst tragisch, daß die Weltordnung es selbst ist, die jene zu ersten Verkündern einer Idee macht und dann verwirft; aber es ist schon erhebend, ein — wenn auch des vollen Lichtes noch nicht gewürdigter — Prophet des Bessern sein zu dürfen und so selbst durch seine Irrthümer, die man im Angesichte der Menschheit begeht, zu einer später richtigern Erkenntniß des Wahren beizutragen.

Unserm Drama liegt nicht eine scheinbare, sondern eine wirkliche Verneinung der sittlichen Weltordnung zu Grunde.

Diese wird wirklich verneint — durch das Böse. Mephistopheles sagt ja:

Ich bin der Geist, der stets verneint.

Das Böse ist gleichfalls ein bewegendes Element; denn sein Verneinen ruft ein Bejahen hervor. Sein Eingreifen in die Weltordnung rächt sich, denn die sittliche Nothwendigkeit steht auf und beruft ihren Wiederhersteller. Da der Eigenwille nichts auf die Dauer gegen Gottes Willen vermag, so wird die Freiheit des Einzelnen, der da böse handelte, im Interesse der Gesammtheit geopfert. Der König erliegt dem Schwerte Hamlets, dem Werkzeuge der sich gegen den Frevler aufregenden Nothwendigkeit.

Diese kann am bösen Individuum dreifach gerächt werden: a) Durch die Gewalt des Guten, das der Macht wieder Macht entgegensetzt und einen offenen Kampf als Gottesurtheil entscheiden läßt. So spricht Heinrich **VII.**, der berufen ist, die Tyrannei des dritten Richard zu brechen, vor der Schlacht:

> O du, dem ich zum Feldherrn mich geweiht,
> Sieh deine Schaaren an mit gnäd'gem Blick.
> Reich' ihrer Hand den Szepter deines Grimms,
> Daß sie mit schwerem Falle niederschmettern
> Die trotz'gen Helme uns'rer Widersacher!
> Mach' uns zu Dienern deiner Züchtigung,
> Daß wir in deinem Sieg dich preisen mögen!

b) Durch ein noch böseres Individuum, das sich die Gottheit gleichsam zur Geißel ihres Zornes wählt, und so fort, bis zu endlicher Aufreibung. So züchtigt Richard **III.** die Greuel einer langen fluchbeladenen Vergangenheit.

c) Durch Selbstzerstörung; das Individuum verneinte das Gute außer ihm und glaubte, damit den Kampf abgeschlossen zu haben. Plötzlich erschrickt es, denn es ent=

deckt in sich selber das verneinte Sittengesetz, das Gewissen. Nun steht es nicht mehr geschlossen der Außenwelt gegenüber, sondern hat den Gegner im eigenen Lager zu bekämpfen. Es zerfällt daher mit sich selbst, denn ein Theil seines Innern schließt sich der an ihn herandrängenden Nothwendigkeit an. Dies ist der eigenthümliche Seelenprozeß, von dem man sagt: das Böse zerstöre sich selbst. Sein Anblick ist wol der Triumph der Weltordnung. Der König sagt:

— — Entsetzen ist
In meiner Seel' und innerlicher Zwist! — —

Erhebend ist auch der Gedanke, daß selbst das Böse, das — weil eine Folge — ein Beweis unserer Freiheit ist, zum Weiterschieben des Weltplans und so zum Guten dienen muß. Mephistopheles nennt sich einen Theil —

— — „von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.“

In unserm Drama zeigt es sich recht augenscheinlich. Der alte König Hamlet verlor allgemach seine frühere ehrwürdige Kraft; das Weib konnte von ihm abfallen; der Adel sank von seiner ursprünglichen selbstständigen Höhe zu einem betitelten Haufen von Schmeichlern und Höflingen herab; dagegen schritt das Volk vor, und der Bauer trat dem Edelmann auf die Fersen. Der Hof sank und verfaulte im Frieden; der Ehebruch und Brudermord ist nur der Ausbruch der versteckten Krankheit gewesen. Hamlet sagt:

Dies ist des Wohlstands und der Ruh Geschwür,
Das innen aufbricht, während sich von Außen
Kein Grund des Todes zeigt. — —

Das Böse war hier das Bewegende; es zog eine Gewitterwolke über dem Haupte des Thäters selbst zusammen, aber der losbrechende Sturm reinigte die Luft. — —

Wie eine Trennung, so gibt es aber auch eine Versöhnung zwischen Nothwendigkeit und Freiheit. Frei ist der Mensch am meisten dann, wenn er das Maß der hier uns zustehenden Freiheit erkennt und sich mit der sittlichen Nothwendigkeit, deren Gesetz er in sich trägt, vermittelt. Dies ist unser eigentlicher Beruf. Der Engel — ich will mit diesem Namen den über uns stehenden entwickeltern Geist bezeichnen — weicht gewiß seltener von dieser Nothwendigkeit ab, und Gott, der am freiesten ist, nie. Gerade deshalb blicken wir auf das fromme Kind, auf die reine Jungfrau mit Rührung, weil wir ahnen, daß in ihnen noch keine Trennung zwischen Neigung und Pflicht eingetreten sei. Goethe's Eleonore sagt:

Ach, daß wir doch dem reinen stillen Wink
Des Herzens nachzugehn so sehr verlernen!
Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust,
Ganz leise, ganz vernehmlich — zeigt's uns an,
Was zu ergreifen ist und was zu fliehen.

Dahin sollen wir kommen, daß wir jene Nothwendigkeit in unsere Freiheit aufnehmen, uns frei machen und frei erhalten, um stets in ihrem Geiste mit Bewußtsein handeln zu können, und jederzeit bereit sind, wenn wir uns in einer Sache als erwähltes Werkzeug der Vorsehung erkennen, ihrem Rufe zu folgen. Schiller sagt zwar:

„Ernst ist der Anblick der Nothwendigkeit“

aber wir versöhnen sie, wenn wir der Willkür entsagen und in Demuth unsern Willen zum Gefäße des Weltgesetzes machen.

IV.

Hamlets Jugend.

Hamlet ward an demselben Tage geboren, als sein Vater den alten Fortinbras von Norwegen besiegte, eine That, die noch jetzt nach dreißig Jahren im Munde Aller ist, von der — wie der Todtengräber sagt — jedes Kind zu erzählen weiß. Sie ist der Lichtpunkt, der aus dem Leben des verstorbenen Fürsten hervortritt und das kernige, thatkräftige Wesen desselben andeutet. Noch jetzt geht der Geist in der Rüstung einher, die er an jenem Tage trug. Hamlet war demnach unter einem glänzenden Sterne geboren. War er doch ein armes Würmchen noch, als ihm der Vater die neubefestigte Hoffnung einer Königskrone zum Wiegenangebinde heimbrachte, — einer Krone, die bereits vier Könige getragen. —

„Die Natur wächst nicht allein an Adern
Und Sehnen; nein, wie dieser Tempel steigt,
Also erweitern sich auch Geist und Herz.“ (Akt I. 3.)

Hamlet wuchs auf, aber weder der Knabe noch der Jüngling lernte, von der Liebe behütet, den Ernst des Lebens kennen. Der arme Yorik, der Hofnarr, ein Bursche von unendlichem Humor und voll der herrlichsten Einfälle, war

Gefährte seiner Kindheit; — er starb, als Hamlet sieben Jahre alt war — er trug diesen tausendmal auf seinem Rücken, empfing tausend Küsse von den Lippen des Thronerben. Damals sprang der Knabe wol frei in den Hallen umher, setzte sich etwa zum Scherze die Krone auf und machte den Szepter zu seinem Steckenpferde; damals sah er ja mit kindlichem Auge den Königspalast als sein Eigenthum an. Dänemark war zwar noch ein Wahlreich, aber wer hätte dem hoffnungsvollen Sohn eines Heldenvaters die Stimme verweigert? So in süße Hoffnungen eingewiegt, so leider eines ganz ungetrübten Lebensmorgens genießend war er herangereift. Wer denkt hier nicht an Goethe's inhaltsreiche Verse:

Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich schlagen,
Als so viel Freuden
Des Lebens ertragen.

Die Verhältnisse waren einer höhern geistigen Ausbildung günstig; der Werdende besaß ja das leuchtende Vorbild des Vaters, das Herz einer liebevollen Mutter. Beide wendeten dem Sohne, der einzigen Blüthe einer dreißigjährigen Ehe, alle Sorgfalt und Zärtlichkeit zu. Der todte König war ein Held, der (nach einer Lesart) auch Polen besiegte und selbst das ferne England die Schärfe des Dänenschwerts, die Schmach des Tributs empfinden ließ; der auf diese Weise dem Volksgeiste einen kräftigen Aufschwung zu geben im Stande war und den Thron eines Staates zierte, der im Drama als ein kriegerischer gerühmt wird. Bei aller

Kraft entbehrte er doch auch nicht der Milde und der Empfänglichkeit für wahre Kunst und ernstere Bildung. Erst unter seinem Nachfolger sank das Theater von seiner Höhe; auch war er nicht zufrieden, seinem Sohne blos äußerlich die Berechtigung zum Throne zu erwerben, er sandte ihn nach Wittenberg, dem Sitze deutscher Wissenschaft, damit er auch innere Berechtigung zum Königsamte mitbrächte. In Hamlets Seele lebt noch ein glänzendes Bild des dahingegangenen Vaters, wie wir aus seiner ersten Unterredung mit Horatio, aus seinen feurigen Worten an die Mutter entnehmen:

Seht, welche Anmuth wohnt auf diesen Brau'n!
Apollo's Locken, Jovis hohe Stirn,
Ein Aug' wie Mars, zum Droh'n und zum Gebieten,
Des Götterherolds Stellung, wann er eben
Sich niederschwingt auf himmelnahe Höhen;
In Wahrheit, ein Verein und eine Bildung,
Auf die sein Siegel jeder Gott gedrückt.

Der Sohn betont das Männliche in der Erscheinung des dahingegangenen Fürsten mit Nachdruck und mit einem Feuer, das von einer lebhaften, treubewahrten Erinnerung Zeugniß gibt. Dieser Vater und eine von demselben zärtlich geliebte Mutter waren ihm die ganze Welt, die Muster seines Denkens und Thuns. Immer den Blick auf sie richtend ward er der Arglist und der Untreue um ihn her gar nicht bewußt; ja, er duldete Duodezmenschen wie Rosenkranz und Güldenstern in seiner Nähe. Seine Seele war noch lange nicht Herrin ihrer Wahl, wußte die Menschen nicht

zu unterscheiden. Er hatte stets etwas Poetisches in seinem Wesen, einen Drang, die Vorstellungen des Vollkommenen, die er sich innerlich ausbildete, gleich auch außer sich anzuschauen und daher die Gestalten, die ihm begegneten, so lange zu idealisiren, bis sie den Urbildern seiner Brust glichen. So mußte ihm denn die äußere Welt golden erscheinen, denn er übersah, daß der Glanz, der ihn täuschte, nur das Rauschgold sei, mit dem seine eigene Phantasie die Umgebung bekleidet. Der Vater war ihm ein Ideal des Mannes, die Mutter ein Ideal des Weibes; beide erschienen ihm als Symbole des ganzen Universums. Die Liebe schwebte ihm als etwas Unsterbliches vor, die Treue als die unzertrennliche Zwillingsschwester der Liebe. Des Familienglückes genießend ahnte er kaum, daß es auch für ihn ein Schicksal gäbe; die Harmonie seiner Brust in das All hineintragend kannte er keinen rauhen Mißklang. O der schönen, irrthumreichen Zeit, wo wir überall Ideale, überall Liebe und Freundschaft, überall Wahrheit und nirgends Schminke sehen! Wie reich war Hamlet und ist Jeder, dem das edle Bild eines Vaters vorschwebt, der bereits mit starker Hand den Lebensgang vorzeichnet, den die Familie gehen soll, an dessen Gedächtniß man sich zu aller Zeit aufringen kann, — wenn ihm das tröstende Antlitz einer Mutter bleibt, gleichsam als feste Bürgschaft, daß Tugend noch möglich sei, auf daß der Mensch im Taumel der Welt wenigstens Ein Wesen habe, auf dessen Reinheit er schwören kann!

Hamlet ist ein Charakter des Nordens, wo alles Leben ernster und innerlicher; wo der Mensch aus einer tiefern

Seele emporsteigen muß, um mit der Außenwelt in Berührung zu kommen; wo daher die Gefahr weit näher liegt, sich in die Gegenstände, die man um sich sieht, hineinzutragen, um so mehr, da man im spärlichen Sonnenscheine und unter dem Wolkenhimmel Alles in getrübterer Luftperspektive wahrnimmt. Der Süden führt uns aus uns heraus; der Norden nährt die Subjektivität, entfernt uns mehr von der Natur, entzieht uns den äußern Eindrücken, läßt uns einseitiger, in zu großer Beschäftigung mit uns selbst aufwachsen. Die Flöte ist ein Instrument des Nordens, der in süßer Einsamkeit seine Seele in sie haucht; es befremdet uns daher nicht, sie in Hamlets Hand zu treffen. Er verstand es gewiß, sie zum Sprechen zu bringen. Wer sie erwählt, beweist ein sinniges Gemüth und eine reiche, sich selbst genügende Phantasie. Es ist nicht Schmerz, was aus der Flöte spricht, sondern ein Seufzer um Liebe, ein süßes irdisches Verlangen, eine Sehnsucht, wie sie auch den Glücklichsten beschleichen mag. Ein glückliches, innerliches Leben war es aber, was den jungen Hamlet beglückte. Er war eine Natur, die sich selbst als die von Gott überkommene große Aufgabe ansah und sich bemühte, sein ganzes Wesen zu jenem Ideale der Menschheit hinaufzubilden. Hamlet hätte sich, wie Fortinbras sagt, auf dem Throne königlich bewährt. Er würde wol nicht nach ihm gestrebt haben, um zu herrschen, aber gewiß, wenn ihn die Nation emporgehoben hätte, diese im Frieden beglückt und zu höherer Entwicklung geführt, im Kriege wie sein Vater die Milde mit dem Ernste vertauscht haben.

Börne sagt: „Hamlet ist ein lyrischer Charakter, der aller dramatischen Gestaltung widerstrebt.“ Wenn derjenige ein dramatischer Held ist, der im Konflikte mit Einem gewaltigen Ereigniß zum Helden heranwächst, gleichsam über Nacht — während der epische sich organisch wie eine Pflanze, Knoten um Knoten ansetzend, heraufbildet, — so verdient Hamlet wie Tasso jenen Namen. Allerdings ist Shakspeare hier von seiner Art am weitesten abgewichen und dem Seelendrama eines Goethe am nächsten gekommen. Hamlet ist gewiß ungleich dramatischer denn „Faust“, dessen zweiter Theil nur noch die Form des Drama trägt und dessen erster Theil seinen dramatischen Kern in der Liebe zu Gretchen liegen hat.

Zum „lyrischen“ Charakter bringt Hamlet ein tiefes Gemüth und eine ächtnordische Phantasie mit, die uns an Ossians Nebelgestalten mahnt. Die südliche Phantasie zieht das Himmlische auf die Erde herab und gestaltet freundlich, ladet zum Genusse ein; die nordische sucht Fäden, um die Erde zum Himmel hinaufzuziehen und fühlt unbefriedigte Sehnsucht. Allerdings nahm Hamlets Phantasie erst in Folge späterer, an ihn drohend herantretender Ereignisse die düstere Richtung, die wir im Drama wahrnehmen; aber entfaltet hat sie sich gewiß schon frühe. Sie ist es, die ihn, den Verzweifelnden, gefährlich macht; sie war es, die ihm, dem Glücklichen, statt des wahren Seins der Dinge trügerischen Schein unterschob.

Von entscheidendem Einflusse auf Hamlets ganze Richtung war der Besuch der Hochschule Wittenberg; denn hieher, an den Sitz des Denkens, nicht nach dem andern Bildungs-

orte der dänischen Jugend — Paris, dem Sitz des fröhlichen Lebens und Treibens, — war er gesandt worden. Er behielt den Ort auch später in liebevoller Erinnerung, wie wir daraus entnehmen, daß derselbe ihm auf der Höhe seines Schmerzes mitten in der verpesteten Welt wie eine rettende Insel erscheint. Wer hätte nicht mit ihm Lust und Drang, aus dem Sturme des Tages zu der Wissenschaft zu flüchten? — Horatio, auch Marcellus waren seine Mitschüler. Er hatte sich offenbar tief in das Studium versenkt, war zum Gelehrten geworden bis auf die Sonderbarkeit, eine schöne Schrift für gemein zu halten. Ueberall zeigt er sich als Denker, sein Urtheil über die Kunst ist fein und treffend, mitten in seinem Unglücke setzt er seine geistigen Arbeiten fort. Der Geist hat sich demnach vortheilhaft entwickelt; aber hat eben diese Entwicklung nicht ungünstig auf den Willen rückgewirkt? Es ist sonst ein Gesetz im Seelenleben, daß die Kräftigung des einen Elements von der Schwächung eines andern begleitet wird. — Das Studium macht allerdings beschaulich, mehr zum Betrachten als zum Handeln — mehr zur Kritik als zum Selbstschaffen geneigt. Vorzüglich dann wird es die wirkende Seite unserer Natur lähmen, wenn es einseitig betrieben wird und, statt in lebendiger Wechselwirkung mit der erfrischenden Natur und den Menschen zu bleiben, vereinsamt. Dann verstärkt es nur den Hang, zu reflektiren, und verleiht dem Geiste die mißliche Gabe, alle ihn durchkreuzenden Vorstellungen sich mit gleicher Stärke vorzuführen. Gemeine Naturen, welchen sich dagegen nur Eine Vorstellung im gegebenen Falle auf-

drängt, finden die That meist weit leichter als Gebildete. Ueberdies entfremdet überwiegende Beschäftigung mit der innern Welt uns der äußern. Sie macht zuletzt nothwendig, daß man Gedenkbücher führt, um so wenigstens künstlich mit der Umgebung zusammenzuhängen. Wer aber handeln soll oder will, muß aus sich heraustreten. Daß das Studium an sich die Thatkraft nicht ausschließe, beweist Fausts kräftiges Auftreten; seine Bildung war aber eine gleichmäßige, die alle Geistes- und Gemüthskräfte entsprechend in Thätigkeit setzte. Hamlet spekulirt dagegen vorwiegend und findet daher die grüne fette Weide nicht. Faust ist ein Anhänger der mystischen Philosophie, die bei allen Irrthümern doch einen Blick für die Natur behielt, die von dem Studirtische aus auch noch des glänzenden Mondes sich freute, der in die Stube schien. Hamlet ist in der scholastischen Philosophie gebildet, die sich in der Erörterung unpraktischer und am Ende auch unlösbarer Fragen gefiel, vom Leben sich trennend in Haarspaltereien und Spitzfindigkeiten erging und in leeren Formeln, in einer Spielerei mit Begriffen ihre Befriedigung fand. So lange unser Held glücklich war, mochte diese Philosophie ihm noch nicht sehr gefährlich sein, sondern blos ein Turngeräth seines Geistes. Die eigentliche Gefahr trat dann ein, als der Boden unter ihm zu wanken und er zu grübeln begann. Da tauchte der schlimme Satz auf: „An sich ist nichts gut oder böse. Das Denken macht es erst dazu!" (Porzia im „Kaufmann von Venedig" sagt: „Nichts ist doch gut, als nur beziehungsweise.") Das Denken! Da

ist freilich eine weite Bahn zu unfruchtbarer Beschaulichkeit geöffnet; da kann eine Vorstellung nur schwer dahin kommen, auf den Willen einzuwirken. An sich ist sie ja weder gut noch böse; mein Denken macht sie erst dazu. Das heißt über Alles die ätzende Säure des Zweifels gießen. Da schwankt die ganze Außenwelt; alle bisher bestandenen Begriffe verlieren ihre allgemeine Gültigkeit, Alles ist dem Subjekt und seinem wandelbaren Denken preisgegeben. Ein solcher Satz gibt dem Zweifel einen Freipaß durch die ganze Welt. Am gefährlichsten ist er für einen Mann wie Hamlet, dessen überreiche Phantasie, wenn er einmal zu zweifeln beginnt, alle möglichen Handlungsweisen und deren Folgen auszumalen versteht. In Zweifel befangen bleibt er dann thatlos.

Die gewöhnliche Annahme, Hamlet sei erst auf die Nachricht vom Tode des Vaters nach Dänemark heimgekehrt, läßt sich nicht rechtfertigen. Das Gegentheil erweist sich aus dem Gespräch mit Horatio, den er sogar nicht augenblicklich erkennt, was eben eine längere Trennung voraussetzt. Auch der Umstand, daß sich der bescheidene bürgerliche Mann zwei Monate hindurch vom Königssohne, seinem frühern Studienfreunde, ferne hält und ihn erst dann aufsucht, als ihn die Mittheilung eines wichtigen Geheimnisses dazu verpflichtet, spricht für mich. Wäre Hamlet erst zur Leichenfeier von Wittenberg abgereist, so würde er wol vorher mit den in der Universitätsstadt verweilenden Dänen gesprochen haben; ja, er müßte mit Horatio verreist sein, der ja ausdrücklich erklärt, zu dem genannten Trauer=

feste gekommen zu sein. Alles dies beweist, daß Hamlet schon früher zurückgekehrt war und sich wieder des Anblicks der geliebten Aeltern erfreute. Ich möchte dies sogar betonen. Gerade, daß das Unselige in seiner nächsten Nähe geschieht, muß ihn um so viel schmerzlicher treffen und niederschmettern. In der Ferne wäre er vielleicht, wie Laertes in Paris, mehr Herr der Situation gewesen, hätte sich auf der Reise mehr gesammelt. In die Zwischenzeit des Besuchs der Hochschule und des folgenschweren Ereignisses, das wie ein Weltgericht vor uns hinschreiten wird, fällt die aufkeimende, zuerst wol schüchterne, aber doch innige Neigung zu Ophelia. Die Liebe war die eigentliche Heimat seiner Seele. Auch sie lieh ihm ihren Farbenreichthum, mit dem er sich den trefflichen Bau der Erde, das herrliche Baldachin der Luft verschönerte und das umwölbende Firmament zum majestätischen, mit goldenem Feuer ausgelegten Dache ausschmückte. Die Liebe und die Poesie — seine Neigung für das Drama spricht sich ja überdeutlich aus — bewirkten, daß ihm jetzt Alles als gut erschien, weil er es sich als gut dachte. Sein Geist, sich weit über die gemeine Beschränktheit hinauswagend, lernte diese nicht kennen. Er kannte eigentlich nur Einen Menschen, — sich selbst — und maß mit diesem Stabe alle Menschen.

Bei diesem Ringen nach höherer Ausbildung hat er auch die körperlichen Uebungen nicht vernachlässigt, wiewohl er sie als mehr untergeordnete ansah. Immerhin war er kein Schwächling, wenn schon dem Herkules unähnlich. Daß sein Geist stärker als sein Körper, wollen wir gerne glauben;

sehen dagegen darin, daß er beim Anblick der Erscheinng ein Zittern seiner Nerven fühlt, nichts, das gegen ihn spräche. Wir Alle fühlen uns dem Erhabenen gegenüber eben so vernichtet wie gehoben. Hamlet rafft seinen Leib mühsam auf, aber seine Seele schwingt sich zu der Idee, auch unsterblich zu sein, empor. So ruft Faust in Erinnerung an den Erdgeist:

In jenem sel'gen Augenblicke,
Ich fühlte mich so klein, so groß.

Auf diesen Königsjüngling mit dem Busen voll Liebe und der idealen Richtung blickt nun das Volk mit Hoffnung; Ophelia nennt ihn the expectancy and rose of the fair state. Er ist auch ein geborner Fürst, denn wir ahnen, daß er nur dann glücklich sein werde, wenn ihn nie eine rauhe Außenwelt an den Widerspruch zwischen seinem Traume und der Wahrheit der Dinge erinnert, wenn er in königlicher Freiheit den Idealen seiner Brust nachhängen und seine eigenen Lieblingsplane gestalten kann. Dies ist seine „Hoffnung" (Akt V. 2.). Jetzt sieht er noch den heitern blauen Himmel über sich und lebt ohne Ahnung, daß derselbe Himmel Blitze birgt!

V.

Ophelia.

Ein Gemüth wie das Hamlets, das von Kindheit an in der Luft der Liebe athmet, ist leicht von einem wahlverwandten Wesen angezogen, da es reiche Gefühle auszuströmen hat und eine tiefe Sehnsucht nach Gegenliebe empfindet. Der Königssohn, der von einer künftigen fürstlichen Laufbahn träumen und sich in Phantasien einstiger Größe ergehen mochte, ward wol unwillkürlich festgehalten, da ihm — Ophelia gegenübertrat, die zu seinem Ideale des Mannes den Gegensatz naiver Weiblichkeit bot. In welche Zeit dieser entscheidende Moment fällt, ob er weiter zurück oder dem Beginne des Drama näher zu setzen ist, darüber liegt keine Andeutung vor; denn die Stelle, Hamlet schenke dem theuern Mädchen seit Kurzem vertraute Zeit, deutet nur auf ein seither innigeres Verhältniß. Daß ein solches in der That auch eintrat, ja der ganzen Sachlage nach eintreten mußte, werden wir unten beweisen.

Während Hamlet sich mit hohen Idealen trug und auf die Krone blickte, stand da ein Wesen in sanfter Ruhe, in bescheidener Selbstgenügsamkeit vor ihm, der Knospe gleich, die stillträumend ihren Kelch entfaltet. Auf ihrer Stirne hatte nie ein unruhiger Gedanke gelagert, in ihrem Busen war noch kein heftiger Drang nach einem unbekannten Etwas, kaum ein stilles Sehnen erwacht. Erst Hamlets Liebesflüstern rief die kleinen, süßen Wünsche ihres Herzens

aus dem Schlummer. In ihr war dem Jüngling, den es auch auf den kühnsten Streifzügen der Gedanken immer und immer nach dem Hain der Liebe, nach einem innigen Seelenaustausche zog, die Bescheidenheit, die gesucht und dem Veilchen gleich abseits der Heerstraße gepflückt sein will, begegnet. Sie hatte ihm keine Krone zu bieten, aber das reichste, liebevollste Frauenherz. Ophelia ist das Weib selbst; in ihr ist Alles Liebe zum Manne. Sie ist noch rein, ohne alle Versetzung mit den Stoffen der Welt. Demuth, Zärtlichkeit, Holdseligkeit könnten wir als die Eigenschaften dieser zwar nicht erhabenen, aber schönen Seele bezeichnen, wenn wir nicht fürchten würden, schon durch die bloße Aufzählung von einzelnen Eigenschaften die liebliche Einheit dieses Wesens zu verletzen. Ophelia's Reiz und Stärke ist ihre Schwäche. Die Königin nennt sie „der Süßen Süßes", und der Bruder wird bei der Erinnerung an sie zum Dichter, sieht Veilchen aus ihrer Hülle sprossen, nennt sie die, —

Die, wenn Lobsprüche rückwärts gehen könnten,
Wol unsre ganze Zeit auffordern würde,
An Trefflichkeit zu suchen ihres Gleichen.

Unbewußt verkündet er ihr Schicksal schon im Beginne der Dichtung:

Es nagt der Wurm des Frühlings Kinder an,
Zu oft noch eh' die Knospe sich erschließt.

Die englische Schriftstellerin Jameson vergleicht sie einer in der Luft, ehe sie die Flecken dieser Erde angenommen, zergehenden Schneeflocke.

Wie Hamlet hatte auch sie eine ungetrübte, doch ein=

same Jugend verlebt. Weder Mutter, noch sonst eine weibliche Gefährtin steht an ihrer Seite, theilt ihre Geheimnisse, Wünsche und Thränen. Nur Liedchen, vielleicht aus dem Munde der Amme empfangen und wahrscheinlich bisher nicht einmal verstanden, verkürzten ihre Zeit. Je stiller es um sie war, desto ungestörter konnte ihre Phantasie luftige Schlösser bauen. Noch jetzt ist sie arm an Worten und — ach! so reich an Träumen! Polonius zählt zu den Vätern, welche den Töchtern den Blick in die Welt verschließen und dann aufschreien, wenn die arme Taube gleich bei ihrem ersten Ausfluge sich in den unbekannten Lüften verirrt. Zu spät mit den Stürmen des Lebens bekannt gemacht — sie theilt dies Loos mit ihrem Geliebten — wird Ophelia vom ersten rauhen Schicksal geknickt.

Die Königin hatte das holde Kind aus der stillen Stube an den lauten Hof gerufen, sie zunächst dem Throne gestellt. Der erste Mann, zu dem sie ihr Auge aufschlug, um es bebend wieder zu senken, war Hamlet, war der, auf den eine ganze Nation ihr Auge richtete. Sie horchte seinen Worten und war gefangen. Es lag im Charakter Beider, daß sie fesseln und gefesselt werden konnten. Hamlet sehnte sich nach einem Herzen, in dem er seine Betrachtungen niederlegen mochte; Ophelia war hingegen ihrer weiblichen Natur nach zwar nicht fähig, sich gleichfalls in Reflexionen zu ergehen, aber vermochte doch eine sinnige Empfänglichkeit entgegenzubringen. Sie empfing in ruhiger Heiterkeit, ohne Bangen vor einer minder schönen Zukunft die Gaben der Liebe und dachte bei ihrem Anblicke stets an die süßen Worte,

welche die Gaben begleitet, verschönert haben. Sie sog — sagt sie selbst — seiner Schwüre Honig.

Wir haben allen Grund, zu glauben, daß Hamlets Liebe mehr war als eine bloße Phrase. Dafür bürgt seine hohe Ansicht von der Liebe, sein strenges Urtheil über die zweite Vermählung der Mutter, seine eigene Erklärung, er verstehe die Kunst nicht, seine Seufzer nach dem Silbenmaße abzumessen. Laertes nennt freilich diese Liebe nur ein Tändeln, ein Veilchen in den Tagen des Lenzes, das früh blüht, aber bald verwelkt, das zwar süß, aber nur Wohlgeruch eines Augenblickes ist. Wenn wir aber sehen, wie schmerzlich sich Hamlet von Ophelia losreißt, wie er an ihrem Grabe die Todtenfeier unterbricht, wird uns recht inne, wie sehr die Aermste geliebt war. Obwohl Laertes selbst dem Helden des Drama das Zeugniß ausstellt:

„Kein Arg und kein Betrug befleckt bis jetzt
Die Tugend seines Willens;“ —

so standen doch Kritiker auf, die gleich dem harten Priester im fünften Aufzuge der unglücklichen Schönen den Mädchenkranz nicht gönnen wollten, ähnlich, wie Hoffmeister die Beatrice, die Braut von Messina, als eine Gefallene darstellt, was ich an einem andern Orte als Mißverständniß des Dichters widerlegen werde. Tieck, Heine, Börne, Vischer (Aesthet. I. 307) nahmen sie als entweiht an. Hamlet hat es ihr prophezeit: „Sei so keusch wie Eis, so rein wie Schnee, du wirst der Verleumdung nicht entgehen.“ Dr. Sievers in Gotha hat sie ritterlich und mit Recht vertheidigt; gerade die Liederchen, die sie im Wahnsinn

ineinanderschlingt, bunt wie später Blumen und Stroh, sprechen für sie.

Die Tochter des Nordens steht in Kontrast zu Julie, der Tochter Verona's. Beide beseelt dieselbe Leidenschaft, aber was das Kind des Südens beredt macht, das macht jene stumm. Nirgends bekennt sie ihre Liebe mit bestimmten Worten und doch sagt sie nicht Ein Wort, durch das nicht der Grundton der Liebe durchklänge. Dieser Art sind gleich ihre ersten Worte. Wenn sie auf die Behauptung des Bruders: „Hamlet tändle nur", ausruft: „Weiter nichts?" hören wir nicht aus dieser bangen Frage die Angst eines liebenden Herzens heraus? Ist es nicht rührend, wie sie die Aechtheit der Gesinnung Hamlets gegen Polonius vertheidigt? wie sie mit bebender Stimme zu Laertes sagt: „Ich will mir eure Worte zu Herzen nehmen." Man hat sie getadelt, weil sie dem Vater gehorche, nicht wie Julie ihre Liebe trotz der Familie durchsetze. Dies von Ophelia verlangen, heißt sie mißkennen. Kraft des Widerstandes gegen außen besitzt sie nicht; besäße sie solche, dann würde sie nicht wahnsinnig werden. Ein Charakter wie der ihre gehorcht und duldet und verseufzt ein unglückliches Dasein.

Es ist unendlich reizend zu sehen, wie sie ihr kleines Geheimniß uns zu verschweigen sucht, während wir es längst errathen haben. Nichts macht das männliche Herz stolzer schlagen, als wenn wir sehen, wie das unverkünstelte weibliche Herz dem innersten Zuge nachgibt. Ophelia könnte wol kaum eine andere poetische Gestalt so schnell als ihre Schwester erkennen denn Gretchen; auch diese ist reine

Weiblichkeit, die nichts erwägend und bedenkend weiter nichts sein will als — Weib, und dessen Dichten und Trachten daher ganz in Liebe aufgeht. Männer von so hohem edlen Werthe wie Faust und Hamlet konnten nur Wesen wie Gretchen und Ophelia wählen; denn daran erkenne ich den ächten Mann, daß er an den leiblich und geistig geschminkten Puppen vorübergeht und die einfache weibliche Natur aufsucht, in der er sich bespiegeln, verjüngern kann. Es zieht den Mann unendlich mehr an, von einem solchen Wesen in der stillen Ahnung der ersten Liebe erfaßt, als von dem geistreichsten Verstande begriffen, von dem wortreichsten Munde gepriesen zu werden. Den hochgebildeten Mann kann ein edles gebildetes Weib fesseln, aber noch weit mehr eine jungfräuliche Knospe, die noch unerschlossen nichts als Bildungsfähigkeit, als liebende Empfänglichkeit darbietet. Die Seele eines solchen Mädchens wird dann ganz Schöpfung des Mannes, ganz sein Eigenthum. Ueberdies fühlt der Mann tief, daß er während seines Ringens und Strebens von der Unmittelbarkeit der Natur abgekommen ist. Zu ihr kehren daher Faust und Hamlet zurück, wenn sie das forschende Auge auf den unschuldvollen, vom Zweifel unberührten Gestalten eines Gretchens, einer Ophelia ruhen lassen. Sie verflechten dadurch aber die geliebten Wesen mit in ihr Schicksal. Diese, die nichts als das Glück des innern Friedens besaßen, langen, nachgebend der Natur des Frauenherzens, nach dem unbekannten Glücke der Liebe und büßen zuletzt in diesem jenes ein; Zwiespalt tritt an Stelle der frühern Einheit. Die

milde Vorsehung umnachtet zuletzt den Geist Beider, denn zuweilen ist Wahnsinn ein Glück!

In seiner Mutter und in Ophelia liebt Hamlet das Weib; es ist ein und dasselbe Gefühl nur in verschiedener Ausstrahlung. Es ist die im Germanen tiefeingewurzelte Verehrung der Frauen als Bewahrerinnen der Sitte, es ist die Sehnsucht nach Wesen, in denen man sich ungetrübt wiederspiegelt und bei denen man sich immer wiederfindet, wenn man sich in der Welt verloren glaubt. In der Liebe zu der Mutter wurzelt die Neigung zu Ophelia, während hinwieder diese neuen Glanz auf jene wirft. Mutter und Geliebte sind die zwei hehrsten Erscheinungen eines schwärmerischen Jünglings. Der Dichter that daher darin weise, daß er nur diese zwei Frauen auftreten ließ. Sie sind Repräsentantinnen des Weibes in den beiden Zeiträumen seiner Bestimmung — als Jungfrau und als Gattin.

VI.

Leichenfeier und Hochzeitfest.

Aus allen seinen Hoffnungen, seinem Studium und seiner Liebe sollte Hamlet mit Einem Male aufgeschreckt werden. Die bisherige Idylle seines Lebens wird in eine Tragödie umgewandelt, und erst gegen den Schluß der Dichtung gestaltet sich seine Seelenstimmung zur Elegie.

Die Leiden kommen einzeln nicht, wie Späher,
Nein in Geschwadern.

(Akt IV. 5.)

Es trifft ein, was Schiller in der „Braut von Messina“ so trefflich sagt:

Auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen;
Drum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückische Nähe.

Aehnlich sagt Gordon zu Wallenstein:

Furcht soll das Haupt des Glücklichen umschweben,
Denn ewig wanket des Geschickes Wage.

Aehnlich wünscht Sophokles im „Philoktet“:

Wer frei von Leid ist, denke, daß Gefahren nah,
Und wenn des Glückes Sonne scheint, so sei der Mensch
Vor unverhofftem Untergang am meisten wach.*)

Wie ein Blitz aus heiterm Himmel trifft Hamlet der Tod des Vaters. Der Glückliche glaubt nur zu gerne, ein Monopol des Glückes zu besitzen; er erschrickt dann zweifach, wenn das Schicksal einmal an seine Thüre pocht.

Die eine Säule, die ihm die Welt zu tragen schien, stürzt ein. Wie ein Schlafwandler, der über Rosen zu gehen meinte, fährt er auf und sieht den Abgrund unter sich. Das schwarze Kleid, in das er sich nun hüllt, deutet symbolisch die Farbe des Innern und mithin auch die an, in der ihm nun die Welt erscheint. Ein Charakter von

---

*) V. 503 ff. *Χρὴ δ᾽ ἐκτὸς ὄντα πημάτων τὰ δείν᾽ ὁρᾶν,*
χὤταν τις εὖ ζῇ, τηνικαῦτα τὸν βίον
σκοπεῖν μάλιστα, μὴ διαφθαρεὶς λάθῃ.

solcher Subjektivität gleicht Jemanden, der eine Gegend mit bunten Gläsern beschaut; durch das rothe übergießt sich das Schneefeld mit Gluth, durch das grüne bedeckt sich die Wiese des Mai wie mit Schnee.

Hamlets Gemüth ist in seinem Innersten erschüttert; tiefe Trauer erfüllt ihn mit Widerwillen gegen die gesammte Außenwelt, in welcher er den geliebtesten Gegenstand vermißt. Der Schmerz verstärkt den Hang zur Beschaulichkeit, die nun eine düstere wird, denn über dem Vergleiche der herrlichen Vergangenheit mit der verkümmerten Gegenwart geht dem Trauernden die Aussicht in die Zukunft verloren. Das Band, das ihn mit der Außenwelt zusammenhält, reißt für einen Augenblick ganz entzwei, woran sich bald andere schwere Ereignisse knüpfen sollen. Ideale Gemüther kommen im Leben meist zu kurz. Wie hätte Hamlet um den Vater trauern und sich gleichzeitig um die Wahlstimmen bewerben können! Es wäre ihm unmöglich, es Heinrich dem Fünften gleichzuthun, der nach dem vermeintlichen Tode des Vaters sofort nach der Krone greift. Er gehört noch dem Todten, nicht den Lebenden an. Diese Versunkenheit in thatlosen Schmerz benutzt der schlaue Claudius, des Verstorbenen Bruder, der wol Alles klug berechnet und vorbereitet hat, und drängt sich „zwischen Hamlets Hoffnungen und der freien Wahl" ein. Einmal gewählt, ist er im Recht; eine Erhebung gegen ihn wäre frevelhafter Aufstand. Das ist der zweite Schlag. Der Leidende muß bei dieser Nachricht wol so erstarren, daß er sich kaum zu fassen vermag. Seine Zukunft ist dahin, sein ganzer

schöngezeichneter Lebensplan. Daß Claudius ihm seine Stimme zum Nachfolger verheißt, daß er ihn mit Versprechungen füttert, kann dem, der sich als künftigen König dachte, nicht vergessen machen, daß er nunmehr Unterthan sei. Die Herrschaft des Vaters hat ihn das nicht fühlen lassen, wol aber die nun beginnende eines ihm in geistiger Beziehung Fremden, der ihn voraussichtlich niederhält oder durch aufgezwungenen Müßiggang wie eine ungebrauchte Waffe rostig werden läßt.

Wie fremd fühlt sich nun Hamlet in denselben Hallen, die er einst als sein Eigenthun ansah! Vor dem Szepter muß der Mann jetzt beben lernen, mit dem das Kind vielleicht gespielt! Das Gefühl seines Nichts durchbohrt ihn. Doch bemüht er sich, der neuen Lage sich anzupassen, die allerdings nur zu viel Sonne für ihn hat. Wie bitter ist nicht der Ton, mit dem er den Ehrgeiz ablehnt und meint, er würde sich, eingeschlossen in eine Nußschale, als König denken! Er dachte nicht immer so. Nur Einen Trost hat er noch. Ein Wesen ist noch geblieben, das seinen Schmerz verstehen, das mit ihm den Todten beweinen muß, wenn alle Andern nach dem Lächeln des neuen Königs haschen, — das mit ihm das Bild des Vaters verehrt, wenn alle Andern das Portrait des eingeschlichenen Fürsten mit Gold erhandeln, — ein Wesen bleibt ihm noch, an dessen Busen er weinen kann.

Er eilt zu der Mutter . . . . und findet sie als — Braut des neuen Königs, hat wol eine Base, aber keine Mutter mehr.

Hätt' ich den ärgsten Feind im Himmel lieber
Getroffen, als den Tag erlebt, Horatio!

So ruft der Diener im „Oedipus" des Sophokles:

— Daß der Tod getroffen mich an diesem Tag!

Was Hamlet empört, ist der dreifache Makel dieser Hochzeit. Schon der Umstand, daß ein treues Weib sich noch einmal vermälen konnte, wiegt bei ihm schwer genug, um ein verdammendes Urtheil auszusprechen. Er nennt dies, die innere Seele aus dem Ehevertrage reißen, und gleich scharf sind die Worte, die er in dem von ihm gedichteten kleinen Schauspiele der Königin gegen eine zweite Ehe in den Mund legt. Die Anschauungsweise Hamlets ist eine dem germanischen Völkergeschlechte ursprüngliche. So erzählt Tacitus von deutschen Völkern, „wo nur Jungfrauen sich ehelich verbinden, und Hoffnung und Gelübde der Gattin nur einmal Raum hat. So wird ihnen ein Mann, wie ein Leib und ein Leben." Römische Steinschriften und indische Quellen verkünden es gleichfalls als den schönsten Frauenruhm, nur eines Mannes gewesen zu sein. Prof. Heinrich Schweizer in Zürich sagt in einem anregenden Vortrage „über einige Hauptseiten des altgermanischen Privatlebens" (Helvetia, 1852, XII): „Mit diesem tiefen und echt germanischen Sinne einte sich das Gebot der Kirche, und daraus wird es uns vollends erklärlich, daß eine zweite Ehe, und besonders die der Witwe, mit nicht wenigen Nachtheilen verbunden war, daß selbst der altheidnische Spott und Lärm, der als Katzenmusik auch in unsern Tagen Bedeutung hat, wie uns die neuesten Forschungen

lehren, bis in späte Zeiten hinab am häufigsten und buntesten vor dem Hause der wieder verehelichten Witwe ertönte."

Zweitens und drittens mußte Hamlet diese Ehe verdammen wegen der Hast ihrer Vollziehung und vollends um der Blutschande willen. Ein vierter noch entsetzlicherer Umstand soll ihm später bekannt werden. Das Drama beginnt kurze Zeit nach der Krönung und dem Vermälungsfeste, denn sonst wären die Eingangsworte des Königs, die er an die einberufenen Stände richtet, ungerechtfertigt. Zwei Monde sind es seit dem Tode des Königs. Einen Mond seit dem Jaworte der Fürstin.

Einige Worte zur Charakteristik dieser.

Aus Ophelias Munde vernehmen wir, daß sie noch schön sei; ihr ganzes Auftreten beweist eine lebenslustige Frau, die da meint, ein Weib verspreche zu viel, wenn sie sich verschwört, keinen zweiten Gatten zu nehmen. Der Müßiggang des Hofes nährte ihre sinnlichen Neigungen, während ihr Gemal ergraute und lebensernster, in sich verschlossener werden mochte. Leichtsinnig, wie sie ist, horchte sie dem bestechenden Witze des jüngern Bruders, der sie zu umgarnen und endlich in einer schwachen Stunde zu überraschen wußte. Da sie keinen innern festen Haltpunkt hatte, so vermochte sie der männlichen Art des Königs nichts entgegenzusetzen.*) Sie ist kein ganz verdorbenes Wesen, aber —

---

*) So sagt Maria Stuart von Bothwell:

— Seine Künste waren keine andre,
Als seine Männerkraft und meine Schwachheit.

Der Gran von Schlechtem zieht des edlen Werths
Gehalt herab in seine eigne Schmach.

Der beste Theil ihrer Seele ist die Liebe zum Sohne; es heißt ja von ihr, sie lebe fast von seinem Blick. Daß sie an der Leiche des ersten Gatten geweint habe, wie eine Niobe, ist nicht unwahrscheinlich; ja, ihre Thränen waren gewiß aufrichtig. Es ist die Art solcher gutmüthiger, aber schwacher Menschen, daß sie zuweilen das Bessere wie ihre Schuld recht tief erkennen und ihre Lage beklagen und bejammern; aber solche Stimmungen dauern nicht an und sind schnell wieder vergessen. Die seichtesten Gründe — zum Beispiele: der Tod ist ja etwas Gemeines — reichen hin, um zu beruhigen und Thränen zu trocknen. Aus dem Worte des Geistes läßt sich entnehmen, daß sie wol Gewissensdornen im Busen tragen mag; aber Charaktere wie die Königin suchen nicht, diese durch Wandlung ihres Lebens auszureißen, — dazu fehlt ihnen die Kraft — sondern dürsten nach sinnlichen Genüssen, um sich zu betäuben. Sie machen sich auch gerne Illusionen, um nur in diesem Taumel fortleben zu können. So glaubt Gertrude gerne, ihr Sohn sei aus Liebe toll, weil sie dann weniger zu befürchten hat; zu vergessen ist auch nicht, daß sie von dem Morde nichts weiß, also gar nicht im vollen Umfange zu ahnen vermag, wie viel auf dem Spiele steht. Rührend ist es und für den unvertilgbaren Rest der Menschheit, selbst im Gefallenen, zeugend, wie sie mit Liebe auf Ophelia blickt, in dieser wol mit Wehmuth ihre eigene reinere

Jugend wiedersieht und zuletzt der Unschuld Blumen streuen muß, — sie, die Sünderin!

Hamlet kennt die Menschen, deren Schwäche und Wankelmuth, den schnellen Uebergang vom Guten und Bösen nicht; denn sonst würde er begreifen, wie es mit der Scheintrauer der Mutter stehe und wie es möglich sei, einen Gatten feurig geliebt zu haben und ihm doch untreu werden zu können. So hoch das Weib ihm stand, so tief sinkt es ihm. Er kann daher sagen, Verzweiflung am Weibe habe ihn toll gemacht. Wo soll er nun trauern, da sein schwarzes Kleid unter den bunten Hochzeitgästen stört? wo soll er weinen, da selbst die Witwe seine Thränen kindisch schilt? O der bösen Träume! Träumte er doch, sein Vater werde einst unvergeßlich sein: die Würmer sind noch nicht mit ihm fertig, aber die eigene Gattin schon. Sein Leid wächst mit seiner Vereinsamung. Der ruhige Charakter eines Horatio, der sich leider in bescheidener Ferne hält, wäre ihm wohlthuend. In dieser Stimmung sucht er Ophelia auf, das einzige Wesen, in dem er naive Hingebung findet, dem nicht die neue Majestät, sondern er noch Etwas ist. Wie der Sünder, so sucht auch der Unglückliche zu vergessen. Ein Lethe sollte ihm die Liebe sein; so erklärt es sich, warum sich Hamlet gerade jetzt einer Leidenschaft inniger als je hingibt, da man meinen sollte, Schmerz allein erfülle seine Brust. Die Erfahrung endlich, daß Schwermuth auch oft ein Antrieb ist, nach dem Becher der Wollust zu greifen, scheint

es uns zu erklären, warum manche Worte des Dänenprinzen sinnliche Gluth athmen.

Mit der Mutter verlor er die zweite Säule seiner Welt; sie bricht zusammen, und zwischen den Trümmern sieht er nur Unkraut wuchern. Ophelia blüht darunter wie ein vergessenes Veilchen. Daß sie seine Brust nicht ganz zu erfüllen, das Verlorene nicht zu ersetzen vermag, beweist sein Wunsch, zu vergehen, sein Gedanke an Selbstmord, der sich gleich im ersten Monologe überdeutlich ausspricht.

VII.

Der König Claudius.

Ohne in Börne's Urtheil, der aus Verdruß über Hamlet den König gewissermaßen in Schutz nahm, einstimmen zu können, muß man doch gestehen, daß derselbe keineswegs so unbedeutend sei, im Gegentheile interessant genug, um die ihm vom Dichter zugedachte zweite Hauptrolle im Stücke entsprechend auszufüllen. Er ist eine in Vielem gegensätzliche Natur zu Hamlet, ohne alle Idealität, daher sich an die Oberfläche der Dinge haltend und dem Augenblicke huldigend. Da er keinen Träumen nachhängt, benützt er die Wirklichkeit und beherrscht sie, so weit menschliches Vorauswissen zu reichen vermag. Er ist ein Fürst im Sinne des Macchiavelli; man kann an ihm den von Daub so treffend entwickelten „praktischen Indifferentismus

des Mächtigen" studiren. Macht nicht auch er Gebrauch von einer besondern Situation, benützt nicht auch er gewisse ihn begünstigende Verhältnisse, seinen Willen zum obersten Gesetze zu machen? Wendet er nicht mit großer Kunst alle Mittel an, die dazu nothwendig sind? Sucht er nicht durch Witzeszauber zu bestechen, durch beständiges Lächeln seinen Anhang zu verstärken? Sucht er nicht zu diesem Zwecke seine Umgebung zu durchschauen und ihre Meinung und Neigung auf sich hinzulenken, selbst den Nationalschwächen zu fröhnen? Ist nicht auch er genöthigt, fort und fort mißtrauisch zu sein? Mißtrauisch gegen sich, um sich nirgends eine Blöße zu geben? — Er muß sich ja beherrschen und wie Spaniens zweiter Philipp zwar Vertrauen zu gewinnen suchen, aber selbst Niemanden Vertrauen gönnen. „Dein Ohr leihe Jedem, Wenigen deine Stimme." — Mißtrauisch gegen Andere, denn er bedarf ihrer als Werkzeuge, die sich im schlimmen Falle auch gegen ihn kehren können? Waffnet und rüstet nicht auch er schon im Beginne der Dichtung, um Gewalt mit Gewalt zu behaupten? „Furcht gibt Sicherheit", sagt Laertes.

Um vollkommen zum Herrscher befähigt zu sein, muß man auch sich beherrschen können. Claudius vermag es nur theilweise; er ist zwar Herr über seine Gesichtszüge, aber nicht über seine Leidenschaften. Es verlangte ihn nach der Liebe der schönen Königin und nach dem Besitze der Krone; nur gemeine Triebe, kein höherer Gedanke, führen ihn auf den Thron. Sollte es auch wahr sein, daß er nicht ohne Gertrude leben könne, so ist es doch nur sinn=

liche Lust, die ihn fesselt. Er verrichtet seine Heldenthaten beim Pokale, schlemmt an der Tafel die Ehre Dänemarks hinweg und tanzt auf dem Grabe des Bruders. O daß ihm Polonius doch wirklich auslegen möchte und könnte, was Majestät sei! Ob sie blos darin besteht, daß man großtönend „Wir" spricht und schreibt?

Er bildet in vielfacher Beziehung Kontraste zum Haupthelden, selbst bis auf den Geschmack in der Kunst herab. Er steht dem Gewissenhaften als der Mann ohne Gewissen gegenüber, als der, welcher — seiner selbst gewiß — auch der Sachlage gewiß ist und, weil rücksichtslos in der Wahl der Mittel, sie auszubeuten versteht. Hamlet ist vom Schmerze übernommen, aber der König ist keineswegs, wie jener meint, vom Schwindel seines jungen Glücks berauscht; wenn er auch noch so tief in den Becher sieht und noch so buhlend in den Armen der Verführten schwelgt, so durchschaut er doch die Menschen bis zuletzt und weiß sein Geheimniß wie den Plan mit England vor Allen, zumal vor der Königin zu verbergen. Er steht schon dadurch ungleich günstiger, daß er mit seinem Handeln die Offensive ergriffen hat; sein Gegner gleicht einem überfallenen Heere, das sich weit zurückziehen muß, um sich nur wieder sammeln und wenigstens eine defensive Stellung einnehmen zu können. Beide verachten ihre Umgebung, freilich aus verschiedenen Gründen. Bei Hamlet ist dieser Menschenhaß nur eine Stimmung des Augenblicks, der jähe Umschlag seiner frühern Menschenliebe; er ist ihm nicht ursprünglich und würde ihn auf die Dauer aufreiben, denn für eine

fühlende Brust ist der Menschenhaß wirklich nur eine langsame Selbstzerstörung. Vom schwärmerischen Menschenfreunde, der ein zu hohes Bild von dem obersten Geschöpfe dieser Erde in sich trägt, bis zu dem Grolle eines Timon ist nur ein Sprung. Man darf nur mit Schiller die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt haben und am Ende finden, daß man einen Eisklumpen in den Armen hatte. Von ganz anderer Färbung ist die Menschenverachtung des Despoten, der nur sich selbst sucht und darüber die Ahnung einer bessern Menschheit verliert. Die Gewalt der Despotie, ja deren Berechtigung wurzelt allein in der Vorstellung, Alle außer dem Herrschenden seien Sklaven, — die freilich dadurch in der Brust des Mächtigen genährt wird, daß die ihm Nahenden vor ihm kriechen. Dies hat ein großer deutscher Dichter seiner Ballade: „die Bürgschaft" zu Grunde gelegt und es mit lebendiger Kraft ausgeführt, wie dem höhnenden Tyrannen die Anerkennung einer bessern Menschheit abgerungen wird. Aehnlich denkt Claudius, nur ist sein Benehmen anderer Art: er lächelt denen zu, die er innerlich verachtet und als bloße Mittel zu seinen Zwecken ansieht, er schmeichelt den „falschen Dänenhunden." Gegen gefährliche Leute ist er geschmeidig; den thatkräftigen Laertes sieht er gerne scheiden, er würde ihn auch nach Hamlets Tod gewiß auf geschickte Weise aus dem Wege geschafft haben; den tiefgebeugten Neffen hält er unter dem Scheine liebreicher Sorgfalt zurück, um ihn beobachten zu können und tadelt dessen Träumereien, weil er nicht will, daß der todte König eine lebendige Denksäule habe, die be-

ständig an sein Hinscheiden mahnt. Was er von ihm befürchtet, ist das, was ihn — Claudius — selbst zu der That angetrieben hat, denn der Schelm schiebt Andern dieselben Absichten unter, die er hegt, wie ein Egoist nie an die Uneigennützigkeit eines Andern glaubt. Er meint — es geht dies aus den Fragen hervor, die seine Spione Güldenstern und Rosenkranz an Hamlet richten — dieser sei ehrgeizig, könne den Verlust des Thrones nicht verschmerzen und brüte über einen Plan, das Verlorne zurück zu erobern. Es ist interessant, zu sehen, wie nun beide Gegner sich beobachten und zu enthüllen suchen: Hamlet will wissen, was die Vergangenheit verbirgt, der König will wissen, was etwa die Zukunft droht. Sie stehen so lauernd und spähend einander gegenüber. Daß man aus ihm Etwas herauslocken will, wenn man nicht einmal eine einfache Flöte handzuhaben versteht, empört den Heldensohn; daß er sich beobachtet weiß, vergällt dem Könige den Genuß der erlangten Macht.

— O es ist gar zu schön,
Wenn so zwei Listen sich entgegengehn! —
(Akt II. 4.)

Die königliche Eintagsfliege glaubt, wie Hamlet, es liege in des Menschen Hand, mittelst unsers Gedankens den Gang der Dinge zu beherrschen; auch er soll und wird daran gemahnt werden, daß dem Einzelwillen der Gesammtwille, der höchste Wille gegenüberstehe. So bedenklich Hamlet, so entschlossen ist hingegen Claudius; nicht etwa, weil er willenskräftiger, sondern weil er klar über das ist, was er

will, überdies für seine Selbsterhaltung kämpft. Beide werfen forschende Blicke auf die möglichen Vorkommenheiten; während aber die bedachten Eventualitäten Hamlet im Handeln **hemmen, nöthigen** sie den König zum Handeln: ersterer zaudert, letzterer fährt zu; Beide thun dies, um gewissen Ereignissen, die eintreten könnten, vorzubeugen. Indem Hamlet zaudert, macht er sich mittelst des Gedankens von der äußern Nöthigung frei; indem Claudius handelt, gehorcht er dieser Nöthigung. Um den Lohn des ersten Verbrechens, die vom Sims gestohlene Krone, zu sichern, muß er, wenn er nicht verzichten und büßen will, neue Sünden auf sich häufen. Er glaubt, Verstand könne die Natur beherrschen; in der Schauspielscene muß er dieser doch Tribut zahlen. Um seinen Willen durchzusetzen, sammelt er um sich Leute ohne eigenen Willen; zu einem Horatio, der nichts sucht, daher für nichts seine Selbstständigkeit verkauft, hat er kein Vertrauen. Durch weitgreifende Plane glaubt er die Entwicklung des Geschickes nach seinen Wünschen lenken zu können, aber die Strafe ereilt ihn. Das Rad der Weltgeschichte, dem er zu nahe tritt, erfaßt und zerschmettert ihn; er bestellt sich selbst die Waffe, durch die er fällt, während er durch sie zu steigen hoffte. Er mag vielleicht auch ein tüchtiger Kriegsmann sein, mit den Franken hat er sich wenigstens im Kampfe gemessen; aber er wäre gewiß auch im Kriege mehr Diplomat als Feldherr, würde auch da, wenn schon nicht in offener Feldschlacht, durch seine Chamäleonsnatur siegen, die alle möglichen

Farben spielen kann, da eben Wechsel der Farbe ihr Ursprüngliches ist. Wie die Art seiner Herrschaft sei, beweisen die Hoffnung des jungen Fortinbras, der Staat sei jetzt aus den Fugen, — die Klagen über den Druck des Landes gleich im Beginne der Dichtung, — das treue im Volke fortlebende Andenken des verstorbenen Fürsten, — die Leichtigkeit, einen Aufstand gegen ihn zu erregen. Ein Lufthauch des Volkes bläst ja den Thron um.

Von hohem Interesse ist die Beobachtung des Königs während des ganzen Drama, — ergreifend der Anblick, wie an den Mann ohne Gewissen doch in bangen, furchterfüllten Augenblicken das Gewissen herantritt, — man denke nur an seine Worte, als Polonius seine Tochter belehrt, man überzuckere oft mit den Mienen der Andacht und frommem Wesen selbst den Teufel:

— O allzuwahr! wie trifft
Dies Wort mit scharfer Geißel mein Gewissen!
Der Metze Wange, schön durch falsche Kunst,
Ist häßlicher bei dem nicht, was ihr hilft,
Als meine That bei meinem glattsten Wort.
O schwere Last! — —

Die Erscheinung des Königs hat etwas Großes, Imponirendes, was aber darin seinen Grund hat, daß seine Umgebung unbedeutend ist, und das gute Prinzip noch im Hintergrunde steht, daher gegen das waltende Böse wie ein Nichts, wie machtlos erscheint. Der König sinkt erst dann, da die Außenwelt im Gegensatze zu ihm zu erstarken beginnt. Bis dahin zieht er uns auch schon deshalb an, weil wir ihn in einer fröstelnden Einsamkeit außer dem

Kreise der Menschheit, auf sich allein angewiesen zu sehen glauben und wir an das, seinem Wesen anklebende Häßliche gar nicht zu denken Zeit haben, so lange wir mit Angst auf die Wirkungen seiner Macht und seines gewaltigen Willens hinschauen.

VIII.

Polonius.

Polonius nimmt neben Hamlet die Stellung ein, in der wir einen Spiegelberg neben Karl Moor, einen Wachtmeister im „Lager" neben Wallenstein treffen. Wie Spiegelberg Karl Moors Großmannsucht, dessen Haß des Gesetzes, dessen bauschige Phrasen, dessen Traum eines glücklichern Naturstandes durch Uebertreibung oder eine drollige Verbindung mit Gemeinem in das Lächerliche herabzieht, — wie der Wachtmeister das Räuspern und Spucken des Feldherrn in komischer Weise vorbringt, weil ihm zum Ernst der weihende Geist des Helden fehlt; so ist Polonius Hamlets Parodie.

Auch er hat in seiner Jugend die hohe Schule besucht und zeigt noch jetzt seinen heimgebrachten gelehrten Kram nur zu gerne. Während Hamlet die Wissenschaft in sein Inneres aufnahm und sein ganzes Wesen durchdringen ließ, blieb es bei Polonius nur äußerlich haften. Er weiß daher eine Anzahl weiser Sprüche; aber er braucht sie nur,

um bei Gelegenheit damit etwas Verdächtiges zu überzuckern oder nach frommer Weise den Sohn damit in die Fremde zu schicken. Er selbst schlägt dagegen seinen eigenen Sprüchen in das Gesicht. Oder gibt er nicht jedem Gedanken Zunge? Ist der Schritt, seine Tochter als Mittel zum Ausforschen zu verwenden, kein ungebührlicher? Spart er etwa sein Urtheil? Ist er etwa nie falsch gegen Andere, ist er es nicht gegen seinen eigenen Sohn? Seine Ermahnungen sind nur zu oft im Widerspruche mit seinem Thun; so schilt er Laertes, weil derselbe noch nicht an Bord sei, aber hält ihn dann selbst mit zwiefachem Segen und weitausholendem Predigen zurück. Während die Schulsprache einem philosophischen Geiste wie Hamlet nicht mehr ist und sein darf als ein Turngeräth, auf dem man Geschmeidigkeit und Kräftigung zu erlangen sucht und künstliche Hemmnisse zu überwinden lernt, um später im Leben gestärkter auftreten zu können, — ist sie einem Polonius nicht Mittel, sondern Zweck. Weil er den Kern nicht ahnt, thut er mit der Schale groß, vergoldet diese und läßt sie im Sonnenglanze spielen. Als ob sie nicht dennoch Schale bliebe! Daher kokettirt er mit Formeln, die zu seiner Zeit vielleicht neu waren, hängt sich überall an die Form, übergeht den Gesammtgehalt und lauscht dafür auf die Figuren, Redewendungen und einzelnen Ausdrücke eines Vortrags, spricht toll über Tollheit, spielt selbst bei der Erörterung der ernstesten Sache mit Worten und vergißt wol darüber gar, was er eigentlich sagen wollte. Hamlet charakterisirt ihn mit dem Ausrufe: „Worte, Worte, Worte!" und die Königin wünscht

von ihm „mehr Inhalt, weniger Kunst.“ Hamlet und Polonius gehen auch im Kunsturtheile auseinander: ersterer hält sich an die Sache, letzterer an die Einzelnheiten. So spielt dieser überall den Narren. — Hamlet sucht das Geheimniß des Königs auszuspähen und glaubt, mittelst des Gedankens immer bis in das Innerste der Sache einzudringen.

Auch diese Richtung wird an Polonius durch Uebertreibung lächerlich. Seine Weisheit und Ministerklugheit läuft auf folgenden Satz hinaus:

So weiß ein Mann von Einsicht und von Klugheit
Durch Wendungen und Schlich' auf krummen Wegen
Der Sache weislich auf die Spur zu kommen.

Mit Lügenköder will er den Wahrheitskarpfen fangen, und das Höchste ist ihm ein „Pfiff, der anschlägt.“ Sich verstecken, lauschen, spioniren, darin besteht seine Stärke, er ist „an jedem Ohr ein Hörer“; daher vermißt er sich zu der Behauptung: er wolle die Wahrheit selbst aus dem Mittelpunkt der Erde herauskombiniren. Der Alleswisser weiß von den Verbrechen nichts, die in seiner Nähe vorgegangen sind; er weiß auch nichts davon, daß ein Geist die unterirdische Welt verlasse und die nächtliche Ruhe der Oberwelt störe. Er leitet Ophelia zur Verstellung an, schickt seinem Sohne Späher nach, verleitet den König, das Ohr an die Wand zu legen und steckt sich selbst hinter die Tapete. Er meint, sein Gehirn jage ganz sicher auf der Fährte der Klugheit, hat Alles selbst schon erlebt, selbst die Liebespein eines Hamlet, und rühmt sich mit der Eitelkeit eines geckenhaften Alten, der sich selbst dann, wenn

man ihm das Gegentheil beweist, von seiner ersten Ansicht nicht trennt:

> Sagt, kam es jemals vor, daß ich gesagt:
> So ist's, und daß sich's anders dann befünden?

Er stirbt in seinem Berufe als Horcher.

Hamlet ist fernsichtig; weil sein Blick in die Weite eilt, übersieht er das Nächste; der alte Polonius ist kurzsichtig; er vermag nur mehr das ihm ganz Nahe zu unterscheiden und hat für Weitergreifendes kein Auge mehr. Beides kann schlimme Folgen haben. Hamlets Pfeil fliegt über das Haus und der Alte geht mit seiner Meinung über das Ziel.

Mit dem Könige, dem er wol die Wahlstimmen verschaffte, theilt er die Beobachtung des äußern Scheins, den er höher zu schätzen scheint als manchen innern Werth, denn seine Moral ist ziemlich nachsichtig. Fehler sind ihm nur der Freiheit Flecken, und er weiß, wie leicht das warme Blut der Jugend der Zunge Schwüre leiht. Der Ruf seines Sohnes wird wenigstens nach seiner Ansicht noch nicht zerstört, wenn man ihm schon dieses oder jenes Vergehen vorwirft, sobald man nur fein davon spricht; viel ängstlicher schreibt er dem Diener vor, zu be-
Höchstens in der Komödie spielte er einmal eine Cäsarrolle,
achten, wie die Titel dort zu Lande gebräuchlich seien.
sonst ist er eine geborne Höflingsnatur, die sich neben dem Herrscher ganz den eigenen Verstand abgewöhnt und sich zu einem gefügigen Werkzeug zuspitzt und zuschleift. Er möchte gerne der geheime Dietrich sein, mit dem der König alle Geheimnisse öffnet, und macht sich dadurch — freilich

nur dadurch — unentbehrlich, daß er sich zu jedem Dienste herbeiläßt. Deshalb duldet ihn auch Claudius, ja zieht sich sogar, wie wir am jungen Osrik wahrnehmen, gerade ähnliche Geschöpfe heran. Stets bemüht, ein königliches Lächeln zu erzielen, geizte Polonius wol darnach, Vater guter Neuigkeiten zu sein. Er ist auch so klug, zuweilen einen seiner Räthe als einen Einfall des Königs hinzustellen. So thut er hinterher, als ob Claudius den Gedanken gehabt hätte, Polonius solle sich hinter die Tapete stellen!

Für diesen Vater sind die Kinder noch ganz gut gerathen; er wird, mit Hofangelegenheiten beschäftigt, sie viel allein gelassen und höchstens von Zeit zu Zeit mit einem Schock Sittensprüche beschenkt haben. Gewiß war er nicht ohne Gemüth gegen sie und in Manchem vielleicht nachsichtig, wenn nur keine äußere Form verletzt wurde. Tritt jedoch letzteres ein, dann vermöchte er gleich dem alten Jephta seine Tochter zu opfern, ohne Rücksicht auf deren jugendliches, Liebe ersehnendes Herz.

Das milde Urtheil Börne's über Polonius können wir nicht unterschreiben, finden auch den Spott nicht so unzeitig, der den Greis lächerlich findet. Es will uns nicht einleuchten, daß Polonius je ein kluger Kopf war; auch suchen wir vergebens nach Beweisen, daß er ein Biedermann und kein gemeiner Höfling sei. Ein Umstand beweist ihn jedenfalls als charakterlos oder äußerst altersschwach: wie leicht wurde ihm der Uebertritt zum neuen Herrscher! nirgends gedenkt er mit dankbarer Rührung des

dahingegangenen Fürsten! kein Wort des Tadels hat dieser Alte trotz seiner „schönen Erfahrung" für die Verdrängung Hamlets und die schnelle Hochzeit! Daß er von dem Morde nichts weiß, macht ihn nicht besser: vor der That würde er entsetzt zurückfahren, weil er zu einem Verbrechen zu schwach wäre, wie zu einer großen That; nach der That würde er sich vor dem Staatsstreiche beugen, das Geschehene anerkennen und wie früher am Hofe verbleiben. Weit treffender nennt ihn daher Goethe einen „der Zeit dienenden Halbschelm". Nicht minder streng wie wir richten Gervinus und Ulrici, auf die wir alle diejenigen verweisen, die sich von einer mildern Ansicht über Ophelia's Vater noch immer nicht trennen können. Drollig ist es allerdings, daß Börne, der geschworene Feind aller Höfe, in seiner bei allem Aufwande von Geist und Witz doch äußerst schiefen Kritik Hamlets zuletzt einen Höfling vertheidigen mußte, nachdem er schon für den König eine Standrede gehalten. Welche Ironie!

Polonius mahnt mich in Einer Beziehung an Pater Lorenzo in „Romeo und Julie". Wie dieser, freilich eine ungleich würdigere Gestalt, will auch er mit Klugheit und Weisheit die Verhältnisse lenken. Er maßt sich das Amt eines Höhern an und wird daher auch für einen Höhern getödtet.

IX.

Der Geist.

Hamlet muß mit Verachtung auf diesen Hof blicken; denn blos das Heer scheint das Andenken des Vaters noch zu ehren, wenigstens sehen wir nur Krieger des Anblicks des Geistes und der Freundschaft Hamlets theilhaftig. Die Höflinge dagegen sind Leute ohne eigenen Willen; sie bilden darin einen scharfen Gegensatz zum Helden. Dieser bewahrt selbst dem Mahnrufe des Vaters gegenüber die Freiheit seines Wollens; sie sind hingegen zufrieden, den Willen des Königs in sich aufnehmen zu können und nicht selbst denken zu müssen. Sie sind unbedingte Jasager, denen Claudius nur zum Scheine noch die Staatsangelegenheiten vorlegt und hinterher — es tönt wie Hohn — bemerkt, er habe ihrer bessern Weisheit, die ihm frei beigestimmt, nicht widerstreben wollen. Man sehe nur diesen Rosenkranz und Güldenstern an, Leute, die nicht ehrlich genug sind, um eines wahren Gefühls fähig zu sein, und wieder nicht schlau genug, um wenigstens mit Geschicklichkeit unehrlich sein zu können. Früher durchschaute Hamlet sie nicht und duldete sie daher in seiner Nähe; jetzt traut er ihnen wie Nattern. Sie zeigen ihre wahre Farbe, wo sie dem Könige in Bezug auf die Entfernung Hamlets Recht geben, denn am Könige hänge Aller Wohl. Aehnlich ist der junge Osrick, in den das schale Zeitalter verliebt sein, und der Viele seines Gleichen haben soll, Leute, die den Ton der

Mode und den äußerlichen Schein der Unterhaltung erhaschten. Der Letztgenannte tritt erst nach dem Tode des Polonius auf, gerade, als ob er beweisen sollte, daß die Narren an diesem Hofe unsterblich sind. Hamlet spottet über dieses Gefolge dieses Königs.

Dem Reiche ging zu Grund
Ein Jupiter: nun herrschet hier
Ein rechter, rechter — Affe.

Aus seinen Studien, seinen hoffnungsreichen Planen, seiner Liebe herausgeschreckt, kann er an die böse Seite dieses Lebens nicht glauben, aber sie hinwieder bei so sprechenden Thatsachen nicht leugnen. Er wird daher zum Satyriker, der eben deshalb, weil er seine Ideale bedroht sieht, die Wirklichkeit züchtigt und sich ihrer so zu erwehren sucht. Soll wirklich — so muß er sich fragen — ein so schales Zeitalter beginnen da, wo einst ein Held den Staat gelenkt, ein Bube in dem Baue hausen, den ein Mann gegründet? Wohl uns, wenn in uns Allen die muthige Zuversicht auf den endlichen Sieg des Guten lebt, wie in Hamlet, wenn er ruft:

Verborgne Missethat, sie kommt ans Licht,
Der ganze Ball der Erde deckt sie nicht! — — —

An einer andern Stelle sagt er:

— Mord, hat er schon keine Zunge, spricht
Mit wundervollen Stimmen. — —

Es geht durch sein prophetisches Gemüth ein böses Ahnen („ich vermuthe was von argen Ränken"), und selbst die todte Natur scheint es zu theilen, denn es ge=

schehen wunderbare Zeichen am Himmel, wie sie Cäsars Tod begleiteten. „Das ist nicht und das wird auch nimmer gut.“

Das Drama beginnt in stürmischer Winternacht, um die Zeit, wo man des Heilands Ankunft feiert. Diese Nacht ist ein Symbol des Zustandes, in dem wir das Reich treffen; Apollo, der Sonnengott, — unter diesem Bilde verehrt Hamlet seinen Vater — ist hinuntergesunken, und Finsterniß breitet sich über die Gefilde, die einst unter seinem Antlitz fröhlich gediehen. Schwarze Verbrechen hüllen sich in dieses nächtliche Dunkel, und die wenigen Guten werden schweigsam, ziehen sich in ihr Inneres zurück. Dazu ladet auch die Winterkälte ein. Um wenigstens Einen freiern Athemzug uns zu bereiten, zeigt der Dichter in der Ferne als tröstenden Lichtpunkt die Geburt des Herrn, ein Fest, dessen einfache Nennung das Geheimste unserer Seele freudigängstlich beben macht. Mit Wehmuth und frommem Schauer hören wir die Sagen im Munde der Krieger und glauben in einem Momente, wo man uns daran erinnert, daß das höchste Wesen selbst auf die Erde herabgekommen sei, um so bereitwilliger an einen Zusammenhang dieser Welt mit dem Reiche der Geister, an Dinge, von denen sich die Schulweisheit nichts träumen läßt. Das Gedächtniß der Erlösung läßt uns endlich hoffen, daß auch hier der scheinbare Sieg des Bösen in einen Triumph des Guten endigen dürfte. Wir hoffen mit Horatio: „Der Himmel wird es lenken!“ Jedenfalls ist die Zeit des Beginns, weil reich an sinnigen Anklängen

und bedeutenden Beziehungen, eine höchst glücklich gewählte. —

Das eingesargte Gebein sprengt die Leinen, und selbst die Gruft öffnet ihre Marmorkiefern, — der Geist des todten Königs kehrt auf die Erde zurück, von der er sich noch nicht losmachen kann, denn noch hängt sein Geist am Irdischen. Allerdings ist diese Geistererscheinung von symbolischer Bedeutung. Der nächtlich umherziehende Geist ist der Geist des Verbrechens selbst, das um das entweihte Königshaus schleicht nnd nicht zur Ruhe gelangen kann, ehe es bekannt und gesühnt ist. Aber der Geist ist deshalb nicht bloße Vision, bloßes Erzeugniß aufgeregter Phantasie, denn ein solches Gesicht können doch nicht Mehrere, überdies ganz verschieden bei der Sache Betheiligte, gleichzeitig haben; jedenfalls käme sie dann eher an Hamlet als an den klaren, nüchternen Horatio. Wir sehen demnach eine furchtbare Wirklichkeit vor uns, eine verstörte Seele, die den Schein des Körpers leiht, um sichtbar zu werden, um wie ein Diener des geheimen Gerichts dreimal mahnend an die Pforte des Herrscherschlosses zu pochen. Trotzdem ist er nicht Allen sichtbar, sondern nur Jenen, mit deren Gemüthswelt er in einem gewissen Zusammenhange steht. Seine Erscheinung ist daher nicht plötzlich und unvorbereitet, sondern in der Stimmung des Individuums motivirt. Horatio sieht ihn, und zwar deshalb, weil er einer der Wenigen in der Nähe des Hofes ist, die des Verstorbenen mit Wehmuth gedenken, einer, der zu der Leichenfeier herbeikam und an dem Schmerze Hamlets theilnimmt. Auch

dem Marcellus kann er sichtbar sein, denn dieser ahnt bereits, daß Etwas im Staate Dänemark faul sei. Die Königin hat dagegen für ihn kein Auge mehr, sie sieht ihn nicht wie der Sohn vor ihres Geistes Auge; ist die Erscheinung gleichsam die Verkörperung des umherschleichenden dunklen Gefühls eines Verbrechens, so kommt sie um so weniger an das leichtsinnige, sinnliche Weib heran.

Die Erscheinung wird als eine majestätische bezeichnet; charakteristisch und auf die Wahlverwandtschaft des Vaters und Sohnes hindeutend ist der Zug, daß er mehr Schmerz als Zorn im Antlitze zeige, — ein Zug, der allein Shakspeare als großen und feinen Seelenmaler beurkunden würde. Gerade so ist Hamlets Empfindung. Edle Charaktere werden oft leicht von gemeinen besiegt, denn sie erstarren vor nie geahnten Freveln, werden sprachlos über solche Entartung des Menschen und weinen über diese Welt, anstatt in Wuth zu gerathen und die Gegner zu züchtigen. Dieses Vorwiegen des Schmerzes statt des Zornes ist kein Zeichen der Schwäche, sondern eines grausam enttäuschten Gemüths, das sich von seinen Idealen plötzlich losreißen muß und darüber verblutet.

Erst zum Sohne spricht der Geist, weil ihn das Pathos der Trauer ganz erfüllt und seine Stellung zum Sühneamte beruft. Der Geist des Verbrechens weckt seinen Richter auf; Horatio vermuthet mit Recht eine Hauptveränderung im Staate. Hamlet graut vor der Gestalt, denn die Ordnung der Natur scheint zusammenzubrechen, und Dinge wollen eintreten, welche die Fassungskraft des Men-

schen überschreiten. Der ganze Horizont seiner Vorstellungen wankt, und bebend muß er: Warum? fragen, um nicht wahnsinnig zu werden, um die plötzliche Umnachtung seines Geistes wieder aufzuhellen. Sein „Warum?“ ist ein ängstlicher Ruf nach Licht! Das Gespenst, die mitternächtliche Zeit, der grauenerregende Ort in der Nähe der brausenden See, Alles muß ihn in eine fieberhafte Spannung versetzen, der voraussichtlich später eine entsprechende Ermattung folgt.

Ergreifend ist bei diesem Auftritte noch der Kontrast zwischen dem Jubeln des Mörders, das vom Schloß herübertönt, und dem Seufzen des Gemordeten.

Laut stöhnt der Schmerz, wo laut die Freude schwärmt.

Jener feiert das Daheimbleiben Hamlets, und gerade in diesem Augenblicke wird Letzterer in das schreckliche Geheimniß eingeweiht. Drei entsetzliche Kunden treffen Hamlets Ohr. Die erste: die Mutter, die so treu zu lieben schien, war schon treulos gewesen, ehe ihr erster Gatte in das Grab stieg.

Der bekannte Kritiker Sievers ist mit der Ansicht aufgetreten, Gertrude sei keine Ehebrecherin gewesen; ihre Schuld bestehe nur in der zweiten Heirat, die im Auge Hamlets und seines Vaters schon als eine Schuld erscheine. Seine Beweisführung ist etwas künstlich. Er beruft sich auf die Stelle: „eine That, die aus dem Ehevertrage die innere Seele reißt“ — und meint, diese Seele sei Treue bis über das Grab hinaus. Daß sie diese nicht bewahre, sei ihr Vergehen. Diese Lesart ist offenbar mühsam und

hebt die auf der Königin lastende Anklage um so weniger auf, als diese sehr bestimmt und alle Ausdeutung überflüssig machend also lautet:

> Ay, that *incestuous*, that *adulterate beast*,
> With witchcraft of his wit, with traitorous gifts
> (O wicked wit, and gifts, that have the power
> So to seduce!) won to his shameful lust
> The will of my most seeming — virtuous queen:
> O Hamlet, what a falling — off was there!

Schlegel hat diese Stelle wie viele andere lange nicht kräftig genug übersetzt. Der Geist nennt Claudius ein blutschänderisches, ehebrecherisches Vieh, das durch den Zauber verfluchten Witzes die scheinbar tugendsame Königin zu schamloser Wollust (Ortlepp übersetzt verblümt: „für seinen Zweck"!) verführte. Die That kann nicht deutlicher bezeichnet werden und ist nicht mehr hinwegzuleugnen. Sievers könnte sich etwa noch auf das Zwischenspiel berufen, wo die Dame auch ewige Treue schwört, später aber nach kurzer Trauer und Weigerung die zweite Ehe eingeht. Tieferblickende dürften aber die Aufrichtigkeit jener Schwüre bezweifeln, denn eben dieses Wortgepränge scheint auf innere Leerheit hinzudeuten. Gerade darin liegt eine Steigerung, daß der Mutter Schuld in Hamlets Augen wächst; sie ist nicht blos leichtgetröstet und schnell wieder verliebt, nicht blos Blutschänderin, — dies wußte er schon vorher! — sie ist auch Ehebrecherin. Das ist ihm neu; das zerstört ihm vollends das Bild der Mutter und sein Ideal vom Weibe, — zwei Vorstellungen, die sonst in seinem Kopfe ineinanderflossen.

Die zweite Schreckenskunde besteht darin, daß die Schlange, die angeblich den Fürsten tödtete, jetzt dessen Krone trage; die dritte, daß der Vater, der seiner Tugenden wegen hochverehrte, selbst gestehen muß, er schmachte in den Gluten des Fegefeuers. Der Geist ruft nach Rache, doch scheint ihn das Lager der Wollust, auf dem sein Weib seinen Mörder umfängt, mehr zu empören, als die Lage des Reiches. Rührend ist es, wie er noch jetzt seine Liebe zu der treulosen Fürstin an den Tag legt und so neue glühende Kohlen auf ihrem Haupte sammelt. Der Verführer soll bestraft werden, die Schuld der Mutter aber verborgen bleiben; daher fordert er von Hamlets Gefährten einen Eid, damit nicht durch voreiliges Gerede der Plan desselben durchkreuzt, und die Ehre der Familie vor der Welt befleckt werde. Gertrude soll ganz den Qualen ihres Gewissens überlassen bleiben. Auch den Weg der Rache deutet er nicht näher an, doch scheint er an Mord zu denken, wenigstens bittet er den Sohn, nichts gegen die Mutter zu unternehmen. Die Ansicht des Herrn Dr. Sievers, daß der Geist ausdrücklich den Mord verbiete, kann ich nicht theilen. Betrachten wir nur die Stelle, auf die er sich beruft:

Geist.

Räch' seinen schnöden unerhörten Mord.

Hamlet.

Mord?

Geist.

Ja schnöder Mord, wie er aufs beste ist,
Verrucht, noch nicht erhört, höchst unnatürlich.
(Murder most foul, as in the best it is!
But this most foul, strange and unnatural.)

Es ist, wenn ich mich anders nicht irre, klar, daß diese Stelle sich nur auf den vorliegenden Fall bezieht, und der Geist das **Unerhörte** dieser Unthat noch betont, auf diese Weise das Entsetzen Hamlets zu steigern vermag, da dieser kaum an einen **gewöhnlichen** Mord glauben kann. Eine allgemeine Stelle über den Mord scheint uns hier und zumal auf die vorgehende Frage nicht zu passen. Dieses angebliche Verbot des Vaters hebt sich auch dadurch auf, daß die Blutrache dem Zeitalter Hamlets keineswegs so fremd ist, wie Sievers meint; sie war vielmehr Pflicht, wie auch Gervinus anerkennt. Es geht dies aus folgendem Gespräche zwischen Laertes und dem Könige überdeutlich hervor.

König.

— — Was wollt ihr unternehmen
Um euch zu zeigen eures Vaters Sohn
In Thaten mehr als Worten?

Laertes.

Ihn in der Kirch' erwürgen.

König.

Mord sollte freilich nirgends Freistatt finden,
Und Rache keine Gränzen — —

So ist es auch unrichtig, daß Hamlet erst nach dem Schauspiele an Mord denkt; sagt er nicht, um nur eines Beispiels zu gedenken, zu Ophelia: alle bereits Verheirateten sollen das Leben behalten, alle **außer einem**?

Flüchtig bemerken wir noch, wie meisterhaft Shakspeare solche Erscheinungen einer jenseitigen Welt schildert, indem er nichts Weiteres thut, als daß er sich an den poetischen Volksglauben anschließt. Er läßt nicht wie Voltaire Geister

am hellen Tage erscheinen, sondern um die Mitternachtsstunde auftreten und mit dem Hahnenschrei, mit dem ermattenden Lichte des Glühwurms, mit der Morgenluft verschwinden. — cf. Lessing Hamburg. Dramaturgie.

Hamlet ruft, als er der Erscheinung folgt: „*Mein Schicksal ruft!*“ Mit diesen Worten lenken wir zum Grundgedanken der Dichtung ein.

Der Geist ist gleichsam der Sendling der höhern Nothwendigkeit, der Schuldbote der verletzten Weltordnung, welche ihre Wiederherstellung durch Hamlet und Sühne der Unthat des Königs fordert. Man beachte und vergleiche nun die Stellung dieser beiden Hauptcharaktere zum Geiste oder zu — der Nothwendigkeit. Würden sie dieser sofort nachgeben, Hamlet an die That schreiten, oder der König selbst den Weg der Buße betreten, so wäre das Drama bei seinem Beginne auch schon am Ende. Nur der Umstand, daß der Mensch *frei* ist und sich bis auf einen gewissen Grad der Außenwelt erwehren kann, daß demnach Hamlet trotz entschiedener Aufforderung zum Gegentheile ein ruhiger Beobachter zu verbleiben, der König dagegen, obwohl den Rachegöttinnen verfallen und daher gewissermaßen verpflichtet, sein Haupt ohne Weigern dem Richterschwerte zu unterwerfen, der obersten Macht zu trotzen *vermag*, nur dieser Umstand macht unsere Tragödie möglich. Ihre Entwicklung zeigt aber, daß wie die Freiheit, auch jene Nothwendigkeit ein berechtigtes Moment sei. Beide, die sich ihr entziehen wollten, kommen zuletzt dort an, wo sie sie haben wollte. Einen eigenthümlichen Seelen-

prozeß durchmachend, läutert sich nämlich Hamlet zum Werkzeuge der Vorsehung und versöhnt zuletzt die innere Freiheit mit der äußern Nöthigung; der König dagegen stürzt, weil er seine Willensfreiheit gegen den Plan des Höchsten mißbraucht. Sein Fall beweist jedoch nichts gegen jene Freiheit, denn diese artete in ihm in Willkür aus. Er wird geopfert, weil das vermessene Wollen des Einzelnen gebrochen werden muß, wenn nicht die sittliche Freiheit der Gemeinschaft darüber gestört werden soll. Dieser Absatz trifft — ich hoffe es wenigstens — den Mittelpunkt der Dichtung.

Die Nothwendigkeit, der Claudius trotz seines Widerstrebens unterliegt, ist von alten und neuen Dichtern verkündigt worden. Man denke nur an den herrlichen Chor der Eumeniden, den Schiller in den „Kranichen des Ibykus" so wundervoll modernem Rhythmus angepaßt, oder an jene Worte des Aeschylus:

Auf, Mören, an Macht hochherrlich, mit Zeus
vollendet es so,
wie der That nachwandelt das Strafrecht.
„Zum Vergelt feindseliger Zunge gebührt
feindselige Zung'!" eintreibend die Schuld
ruft laut die Göttin des Rechtes;
„Vollgültiger Lohn für den blutigen Schlag
sei blutiger Schlag." — „auf Thaten das Leid" (*δράσαντι παθεῖν*)
So spricht uralte Gesittung.

Aber kein Wort trifft schlagender unsere Situation als jene Chorstelle in der Braut von Messina:

Noch Niemand entfloh dem verhängten Geschick;
Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden,
Der muß es selber erbauend vollenden.

Der König muß es. Jeder Schritt, den er thut, und der ihn nach seiner Berechnung der Strafe des Himmels entziehen soll, führt diese näher; er arbeitet seinem eigenen Untergang in die Hände, er strickt sein eigenes Todesnetz. Oder besser ausgedrückt, die Vorsehung wendet alle seine Plane wider ihn. Auch in seinem Lebenslaufe spricht sich die Wahrheit aus:

> Daß eine Gottheit unsre Zwecke formt,
> Wo wir nur grob sie zuhauen. —

Claudius erfährt dies gleich in seinen ersten Verfügungen; er that Unrecht darin, daß er den raschen, aber — wie es sich zeigt — doch zu berückenden Laertes wegziehen läßt, dagegen Hamlet nöthigt, am Hofe in träumerischem Müßiggange zu verbleiben. Jenen hätte kein Gerücht wüthend gemacht, und diesem wären andere Geister — die der Kunst und Wissenschaft — erschienen; er hätte über die Philosophie vielleicht den Verlust des Thrones verschmerzt. Wir müssen aber unsern Tadel dahin beschränken, daß Claudius immer, wie er auch hätte handeln wollen, verloren war. Jede Wendung hätte mit seinem Verderben geendet.

Wie der König, sucht auch Hamlet sich der Nothwendigkeit zu entziehen, welche dadurch in den Fall kommt, einen doppelten Sieg zu feiern. Daß er die Hand am Schwertgriff ruhen läßt, ist seine Schuld; daß er aber bei seiner Seelenlage so handeln konnte, ja fast mußte, lehrt ein Blick in sein Inneres. Alles, was ihn bisher an diese Erde band, ist zerrissen, er ist an der Welt, fast an sich

selbst irre. Wessen Sehnen möchten da nicht beben? Wo ist der Atlas, der eine solche Last auf sich zu nehmen wagte, ohne unter ihr zu stöhnen? Eine Kunde aus dem Jenseits wie die berührt ganz anders als die Nachricht, daß hinten weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen. Mögen dies Diejenigen bedenken, die gemächlich hinter dem Schreibepulte sitzend oder mit dem Theelöffel klappernd über dramatische Charaktere wie Hamlet und über Lebensvorgänge der ernstesten Art abzuurtheilen pflegen. Man denke sich nur einmal ganz in unsern Helden hinein. Das Bild der Kindheit ist nun getrübt, der Glaube an Sittlichkeit erschüttert. Die Erde ist ihm nichts mehr als ein kahles Vorgebirge, das Firmament nichts als ein Sammelplatz von bösen Dünsten, — und was ist ihm der Mensch noch, diese Quintessenz vom Staube? Letztere Aeußerung darf uns nicht irre und vielleicht glauben machen, er sei etwa schon von seiner früher so hohen zu einer richtigern Ansicht über die Menschheit gekommen. O nein! Schon die Weise seines Ausdrucks zeigt, daß dieser Hohn mehr verbissener Schmerz, der gegen sich selbst wüthet, als Resignation ist, jedenfalls der Ausbruch einer kranken, überreizten Stimmung, die ferne von jener christlichen Demuth ist, die freilich auch am Menschen hinfälligen Staub sieht, dabei aber doch eines innern Friedens genießt, weil sie dessen gedenkt, der auch den Staub unsterblich macht. Hamlet hat noch einen weiten Weg zu diesem Gefühle. Sein jetziger Zorn über die verdorbene Welt ist nicht ohne sittliche Berechtigung, aber wol ohne christliche Färbung, wenn er die

grellen Akkorde einer vollständigen Verzweiflung an einer Rückkehr des Guten anschlägt. So denkend löst er sich, wie von der Welt, so auch von Gott ab, sieht nirgends einen Rettungshort, fühlt sein Isolirtsein im weiten Alle und muß dann wol darüber seufzen, daß er geboren worden sei, die zertrümmerte Weltordnung wieder herzustellen. Ein guter Engel trieb Hamlet nach der Erscheinung zum Gebete; denn was ist das Gebet Anderes, als das demüthige Bekenntniß, wir seien nichts ohne die Weihe des Himmels, als die Aufopferung unsers beschränkten Denkens und unsers Wollens vor dem allerhöchsten Willen. Das Gebet ist die Ineinanderstimmung der menschlichen Freiheit und der höhern Nothwendigkeit; diese Harmonie ist es, die den wahrhaft Andächtigen beseligt. Wir irren nicht, wenn wir behaupten, Hamlet fand nicht die Ruhe zum Gebete, wie später der König sie nicht findet. Ein Gewalthaufe von Ereignissen und Enttäuschungen, die sein früheres schönes Vertrauen ohne Gränzen — erschütterten, läßt ihn nicht mehr mit alter Glaubenskraft zum Höchsten aufblicken. Ein zerstörtes Gemüth sucht aber vergebens den Weg zum Himmel, sondern irrt verzweifelnd unter den Ruinen dieser Welt umher.

Jetzt ist — nach seiner trüben Ansicht — die Zeit da, in der die Welt untergehen muß, wenn sie einmal ehrlich werden soll, die Zeit, in der die Tugend das Laster um Vergebung bitten muß, wenn sie sich auf der Straße begegnen, die Zeit, in der Niemand vor Schlägen sicher wäre, wenn man den Menschen nach Verdienst behandelte.

Was soll auch das Leben weiter, wenn sein Quell getrübt ist? Muß nicht Alles in dem Einen Gedanken zusammenfließen: „die Mutter, das Vorbild deiner Jugend, ist die Buhle des Brudermörders"? O wüßte er sie lieber! todt als entweiht! Die ganze Welt, des Himmels Antlitz scheint ihm mitzutrauern, wenn er daran gedenken muß, daß das Herz, unter dem er einst lag, der Sünde zugänglich sei, daß der Leib der Mutter, der ihm ein heiliger Tempel war, niedern Lüsten fröhne! Er muß ihr mehr zürnen als dem Mörder; sie hat ja den Vater weit mehr, unendlich tief beleidigt. Es würde ihn wahnsinnig machen, wenn er glauben müßte, sie habe nie wahrhaft geliebt; soll er aber dies glauben, so kann er die spätere Untreue nicht damit reimen. Er kennt noch nicht — wie Lessings Faust — den schnellen Uebergang vom Guten zum Bösen, kennt nicht das gemischte Wesen des Menschen und dessen Schwäche. Er muß sie erst an sich erfahren. Wer wie er Ideale bildet, glaubt nur an Vollendetgutes oder Vollendetböses, an Engel und Teufel; das Wesen zwischen beiden, das Halbgeschöpf des Geistes und der Materie, den unvollendeten Menschen kennt er nicht, muß daher diese Erfahrung später theuer bezahlen. Hamlet schrieb wol mit seinem Herzblut folgende zwei Verse seines Schauspiels nieder:

Die Welt vergeht: es ist nicht wunderbar,
Daß mit dem Glück selbst Liebe wandelbar.

Mit Schauer sieht er einen tiefen Zwiespalt durch die Welt gehen, weil er keine Auflösung dieser Dissonanzen ahnt. An Stelle der Vorsehung tritt ihm ein blindes Un=

gefähr, Fortuna nennt er Lenkerin der Dinge. Die Verzweiflung macht häufig Fatalisten.

Auch das Schicksal des Vaters muß ihn erschüttern. Er dachte sich ihn als reinen Geist in der Höhe und sieht ihn nun aus der Tiefe emporsteigen, noch ungeläutert von den Schlacken der Erde. Früher war er stolz auf sein Geschlecht; jetzt muß er gedemüthigt die Hände falten und bitteren Tones gestehen: „Tugend kann sich unserm alten Stamm nicht so einimpfen, daß wir nicht einen Beigeschmack von ihm behalten sollten.“ Wäre Hamlet wirklich schwach, diese Last, nur vergrößert von seiner Phantasie, müßte ihn erdrücken, wie Ophelia des Verstands berauben. Schon, daß er sie tragen kann, beweist Stärke des Geistes.

Warum folgt er nun nicht dem Merkworte und dem Rufe der Leidenschaft?

Es liegt doch gewiß in der Macht des höchsten Wesens, bestimmte Menschen auszusenden, um gewisse weltgeschichtliche Entwicklungen zu befördern, oder ein Werkzeug sich zu wählen, mittelst dessen er in die Maschine des Erdenlebens eingreift. Als ein solches Werkzeug erkennt sich die Jungfrau von Orleans, als ein solches Werkzeug erkennt sich auch Hamlet. Dieses Erkennen ist aber bei jener mit Freude, bei diesem mit Schmerz, mit einem Seufzer, als ginge es zum Tode, verbunden. Das begeisterte Weib ergibt sich sofort der an sie ergangenen Weisung, mäckelt nicht an ihr, glaubt an die Zeichen des Himmels und siegt in diesem Glauben. Nicht so Hamlet; er zweifelt und ist in jener Ungewißheit befangen, die uns beengt, so lange

noch die That bei uns steht. Es fehlt ihm an innerer Klarheit, und er kann daher auch zu keiner klaren Erkenntniß seiner Aufgabe kommen. Es fehlt ihm jetzt an allem Verständnisse dieser Welt, und er kann daher auch nicht in sie eingreifen. Er ist in der That, wie Horatio sagt, auf die gefährliche Höhe einer klippenvollen That geführt, deren Steile ihn schwindlich macht. Wer längere Zeit auf dem Wasser fuhr, glaubt auch dann noch, wenn er schon auf festem Boden steht, es bewege sich Alles um ihn her. Wer einmal begonnen hat, an dem Theuersten zweifeln zu müssen, schwingt sich schwer zu der frühern Kraft des Glaubens auf; er geräth nun in das entgegengesetzte Aeußerste: er mißtraut Allem, was von Außen an ihn herankommt, und nimmt nichts an, was er nicht selbst gesehen, selbst untersucht hat. Es ist daher von unendlicher Wahrheit, daß Hamlet zuletzt auch an dem Wort des Geistes zweifelt, denn dieser kann ja ein Teufel sein, der ihn in das Verderben locken will. Er will daher eine eigene Probe mit dem Gewissen des Königs machen. „Stutzt er, dann weiß ich meinen Weg.“ In diesen Worten spricht es sich ja klar aus, warum er dem Merkworte nicht folgt. Erst muß das Chaos seiner Seele gelichtet, erst aus den Trümmern der Vergangenheit ein neues Dasein zu bauen begonnen werden. Hamlet ist also nicht thatlos, weil eine zu große That von ihm gefordert wird, sondern, weil man von ihm eine That verlangt, die noch nicht durch seine Reflexion hindurchgegangen ist. Er kann sie nicht thun, ehe er sie nicht vor dem Richterstuhl der eigenen Vernunft recht-

fertigen kann, ehe das Geforderte nicht sein freier Entschluß wird. Die Nothwendigkeit muß daher in einen Akt seines Willens übergehen, ehe er sie vollzieht.

Auch der Umstand ist zu beachten, daß Hamlets Hang, Alles zu verallgemeinern, seine Aufgabe erschwert; es ist ihm stets die einzelne Erscheinung das Ganze, die Gattung. Er soll die Weltordnung nur in einem einzelnen Falle herstellen; aber er vergrößert sich den Auftrag, indem er sich im Gedanken zum Atlas der ganzen Welt, zum Umgestalter seiner ganzen Zeit macht. Da ihm die Familie die Welt war, so meint er ganz konsequent, er müsse das aus der Welt verschwundene Gute herstellen. Bei dem Gedanken, wie verschieden die Laufbahn, in die er nun hineingedrängt wird, von jener ist, die er gehofft, da muß er „Wehe!" rufen. Er wollte sich selbst den königlichen Lebensweg vorzeichnen und nun soll er einem fremden Winke folgen. Er wollte lenken und nun soll er Werkzeug sein, und wessen Werkzeug? — Wer mächtige Gebirge durchzogen, an Abgründen hingewandelt, über Risse hinweggesetzt hat, weiß, wie viel das muthige Selbstvertrauen macht. Man darf es nur einmal verlieren, man gleitet aus, wird ängstlich und geht nun zitternd über Stellen, über die man früher wohlgemuth hinweghüpfte. So mächtig ist auch im Leben der Glaube an das Rechtsein und das Gelingen seines Thuns. Die ungeprüfte Jugend wagt, so lange sie nicht in ihrem Selbstvertrauen gestört wird. Hamlet ist es; er sucht nun ängstlich nach einem Geländer, an dem er sich halten, nach einem Pfade, der ihn zum Ziele führen könne.

Aber er sieht stets zwei Pfade und steht zweifelnd am Kreuzwege, wohin er sich zu wenden habe. Der Zweifel läßt den frischen Muth, der auf gutes Glück den einen Pfad wählt, nicht aufkommen. Da es uns nicht gegeben ist, das Ende unserer Thaten abzusehen, so müssen wir eben wagen. Jene Unwissenheit ist unser Glück für die Fälle des Mißlingens, denn wir würden dann schon einen trostlosen Ausgang in Aussicht haben, befangen und entmuthigt oder aufgeregt und trotzend sein und so unfehlbar mit unserer Sache scheitern. So sagt Aeschylos im „Agamemnon" V. 258:

Vorauszuschau'n, was der Zeiten Lauf verbirgt, begehr' ich nicht:
Vorausbewehklagen wär's!

Sähen wir hingegen den guten Erfolg einer Sache kraft unserer weissagenden Gabe vorher, dann wäre es ein geringes Verdienst, sie zu unternehmen. Indem Hamlet stets mehr den Ausgang als den Beginn der That in das Auge faßt und jenen in unzweifelhafter Klarheit vor sich sehen will, maßt er sich eine Gabe an, die nur der Vorsehung — sie hat ja auch den Namen daher — zukommen kann. —

Zwei Monate liegen zwischen dem ersten und zweiten Akte; von einer neuen Erscheinung des Geistes wird uns nicht berichtet. Es ist, so scheint es, dem Königssohne gestattet, mit Gewißheit seiner selbst und Fassung an die That zu gehen. Schon der Umstand, daß die Seele des todten Königs nicht wieder nach der abgelegten Erdenhülle greift, um sich sichtbar zu machen, beweist, daß der Dahingeschiedene die Stimmung seines Sohnes versteht und sie nun ruhig sich umbilden lassen will. Statt sich den Freunden

zu vertrauen, bittet er sie, ihrer Neigung und ihrem Beruf nachzugehen, und nimmt Abschied. Es drängt ihn in die Einsamkeit, zum Selbstgespräche. Der Mensch glaubt ja oft, unangenehmen und drückenden Vorstellungen zu entfliehen, wenn er sich von allen gewohnten Verbindungen loslöst, um durch nichts außer ihm an jene gemahnt zu werden; sie verfolgen ihn aber bis in seine abgesperrte Stube und bemeistern sich dann seiner vollends. Erst später theilt Hamlet seinem Horatio das Gehörte mit, der Geliebten gar nicht. Sie ist ja auch ein Weib und dessen Name ist Gebrechlichkeit. Nichts dünkt ihm nun so kurz als Weiberliebe. Unsere Liebe zum weiblichen Geschlechte läßt sich auf das Gefühl zu der Mutter zurückführen. Wird dies getrübt, so wankt unser Vertrauen in tiefstem Grunde. Hamlet ist überdies kein Liebesheld wie Romeo; ihm geht nicht das ganze Dasein in diesem einzigen Gefühle auf, nun um so weniger, da er gerade jetzt an dessen Echtheit zweifeln muß. Wir sagen mit dem Könige: „Liebe? sein Hang geht nicht dahin." Wenigstens nicht in der Weise, wie Sievers behauptet, der sie als Hamlets Grundleidenschaft, als Haupthemmniß der von ihm geforderten That ansieht. Wir treten nicht näher darauf ein, weil unsere ganze Darstellung es schon widerlegen muß. Höchstens könnten wir noch auf Vischers Worte (Aesth. I. 259) verweisen: „Zum Habituellen gehört, daß das Subjekt sich in der Leidenschaft so verbeißt, daß es seine besten Kräfte darin verzehrt." Daß Hamlet nun seine besten Kräfte in der Liebe zu Ophelia verzehre, das dürfte wol schwerlich zu beweisen sein.

Die sehr allgemeine Annahme, Hamlet sei nach der Geistererscheinung unmittelbar zu Ophelia gegangen, ist unrichtig, wie sich aus dem Drama selbst ergibt. Man bedenke nur folgende Umstände. Zwischen dem ersten Aktschlusse und der Erzälung Ophelia's, die bestürzt über das so eben Geschehene zum Vater eilt, liegt der Auftritt, in welchem Polonius seinen Diener mit Geld und Aufträgen dem Sohne nach Paris nachsendet. Daraus läßt sich doch offenbar das entnehmen, daß seit der Abreise des Laertes und somit auch seit dem ersten Aufzuge einige Zeit verflossen sei. Während derselben hat Ophelia Hamlets Briefe abgewiesen und ihm den Zutritt verweigert. Dies konnte nur nach der Erscheinung des Geistes geschehen sein, denn Polonius sagt ausdrücklich:

Sagt, gabt ihr ihm seit kurzem harte Worte?

Aus dem Gesagten folgt auch, daß die Briefe, welche Polonius vorliest, der Zeit vor dem Drama angehören, jedenfalls nicht der nach Erscheinung des Geistes, denn Ophelia kam offenbar dem Befehle des Vaters streng nach. Wir haben noch einen zweiten Beweis dafür, daß Hamlet erst später die Geliebte in ihrem Gemache überraschte. Polonius geht nach dem Geständniß der Tochter sofort zum Könige; es schließt sich also die folgende Szene ohne Unterbrechung an die erste. Nun weiß aber Claudius schon von der Verwandlung Hamlets, von dessen (verstelltem) Wahnsinn; er muß ihn also bereits gesehen haben, früher, als Ophelia ihn sah. Es fällt ferner zwischen dem ersten Aktschlusse und dem genannten Auftritte die Berufung der Freunde Rosen=

kranz und Güldenstern, die wieder erst stattfand, nachdem Hamlets verändertes Benehmen des Königs Argwohn erregt hatte. Endlich: der dritte Akt spielt einen Tag nach dem zweiten; im Theater wird uns nun gesagt, daß seit dem Tode des frühern Königs vier Monate verflossen seien. Bedenken wir, daß unser Drama etwa zwei Monate nach jenem Ereignisse begann, so müssen zwei fernere Monate irgendwo eingeschaltet werden. Der erste Akt geht nun von einer Mitternacht bis zu der folgenden; die einzuschiebenden zwei Monate müssen also vor dem zweiten Akte eingefügt werden. Der Zusammenhang ist nun folgender:

Hamlet, der auf den ersten Eindruck der empfangenen Schreckenskunde von den Menschen hinweg in die Einsamkeit, zu der Stille des Gebetes floh, mochte alsbald das Bedürfniß gefühlt haben, sich wieder einem Menschen anzuschließen. Er sucht Ophelia auf, die später wahnsinnig wird, weil sie sich in ihrem höchsten Schmerze an Niemanden anschließen kann. Er sucht sie auf, nicht etwa, um vor ihr die Rolle eines Wahnsinnigen aus Liebe zu spielen, sondern um einen prüfenden Blick in ihre Seele zu werfen, ob auch sie falsch und treulos sei wie Alle, ob sie aus eigenem Antrieb ihn abgewiesen habe, ob er an ihrer Brust ruhend sich selbst und die Welt wiederfinden oder vergessen könne. Verstört, innerlich und äußerlich zerrüttet tritt er vor sie und ergreift ihre Hand und hält sie fest: sie ist sein letztes Ideal, der letzte heitere Gedanke seiner Vergangenheit. Soll auch dieser Traum ihm entschwinden? Prüfend blickt er auf sie, als wollte er sie zeichnen. Lange steht er so; ein

Heer von Gedanken mag ihn dabei durchstürmen: soll er sie in sein Geheimniß einweihen, soll er ihre Ruhe, ihre freundliche Ansicht von der Welt trüben? soll er an ihre Liebe glauben oder an die Untreue der Mutter denken? soll er die Hoffnungen pflegen, die er in dieses Mädchens Seele pflanzte, oder seinem Gelöbniß treu auch diese Jugenderinnerung aus dem Buche seines Hirnes streichen? Mit einem tiefen Seufzer, als wollte er sein Dasein endigen, reißt er sich von ihr und doch bleiben seine Augen an ihrem Bilde hangen, so lange er auf sie zurücksehen kann. So nimmt er stumm von ihr Abschied, um sie nicht in sein Geschick mitzureißen. Den Kommentar zu diesem Stummsein bietet die Szene in der Gallerie, wo er die Geliebte beschwört, aus dieser Welt zu scheiden und in ein Kloster zu flüchten. Welche Gefühle ihm diesen Wunsch eingeben, wird ein folgendes Blatt andeuten. —

Dies ist der Hamlet nach Anblick des Geistes, nach geschehener Aufforderung, das wirklich zu sein, was Karl Moor sich anmaßt, der Vollstrecker göttlicher Rache. Das Bild des alten Königs bleibt uns unvergeßlich; wir sehen die ganze Dichtung hindurch den Mahner im Hintergrunde.

X.

Hamlet und Orest.

Das Alterthum hat eine dem Stoffe unserer Tragödie ähnliche Sage geschaffen, welche wir zum Vergleiche anrufen wollen, die des Orestes. Auch dieser ist — und zwar von Apollo — aufgefordert, ein Verbrechen durch ein Verbrechen zu sühnen. Seine Mutter Klytämnestra hat mit Hülfe ihres Buhlen Aegisthes den Gatten Agamemnon getödtet. Gleich im Eingange dieser Zeilen wollen wir daran erinnern, daß die Idee der Blutrache, zu Hamlets Zeiten freilich auch noch nicht vergessen, in Griechenland eine fast religiöse Bedeutung hatte, wenigstens war sie eine durch hohes Alter des Herkommens geheiligte Sitte. Die Blutrache ist dort und dann eine begreifliche Folge, wo noch ein engeres Band des Familienverhältnisses besteht, das überall überwiegenden Einfluß hat, so lange der Naturstand nicht entwickelteren bürgerlichen Verhältnissen weicht, und diese dann den Schutz des Lebens übernehmen. Rohere Zeiten sahen sie bei allen Völkern, bei den Griechen, Römern wie bei den Germanen.

Da in Athen die Rache als ein heiliges, den Verwandten wie die Beerdigung zukommendes Recht galt, so durfte die gerichtliche Verfolgung eines Mordes den nächstberechtigten oder verpflichteten Familiengliedern nicht durch den Staat entzogen werden. Auf das Grab desjenigen, der ermordet worden, und dessen Verwandte man nicht kannte,

pflanzte man einen Speer — das Symbol der Verfolgung des Mörders (K. O. Müller über die Eumeniden des Aeschylus S. 127) — damit der zur Blutrache Berufene komme und das Zeichen aufnehme. Als ein strafender, rächender Gott stand Apollo auch der Blutrache vor. Interessant ist es, die Aufforderung des Apollo an Orest in den „Choephoroi“ (Todtenopfer) des Aeschylus mit den Worten des Geistes zu vergleichen und zu beachten, daß in ersterer darauf hingedeutet wird, wie Zögerung allgemeines Unheil nach sich ziehe, ferner, daß man einem solchen Ausspruche vertrauen und entsprechen solle. Die Stelle lautet, übersetzt von Johannes Franz (Leipzig 1846), so:

Nicht wird des großen Lorias*) machtvoller Spruch
Mich täuschen, der ja dieses Wagniß mir gebot,
Der laut mich aufrief, sturmumtobte Qualen mir
In meiner angstdurchglühten Brust verkündet hat,
Wenn nicht des Vaters Mörder ich verfolgte,
Die ich auf gleiche Weise wieder morden soll,
Mit Stolz entrüstet, böte man Geldbußen mir.
Und selbst an meiner Seele, sagt er, würd' ich dann
Bestraft für solche Sänftigung von Feindes Hand.
Erst all das Unheil, wie es aus der Erde Schos
Dem Volk sich aufdrängt, zeigt er; dann Krankheiten mir,
Aussatz, der tief ins Fleisch sich frißt mit grimmem Zahn
Fortwuchernd und verzehrt des Leibes alte Kraft,
Daß weiße Haare sprossen aus der Seuch' hervor;
Und andre Qualen kündigt er der Erinnyen,
Aus meines Vaters ungerächtem Blut erzeugt.

---

*) Beiname des Apollo, von dessen krummen, dunkeln Orakelsprüchen; **Macrob. Satur. 1, 17** leitet den Namen von der Schiefe der Ekliptik her.

Denn jenes dunkle Graungeschoß der Unteren,
Belebt von Bitten der im Geschlecht Gefallenen,
Soll mich, und Wahnsinn und der Nächte hohle Furcht
Mich, der ihn hell im Dunkel rollen sieht die Brau'n,
Auftreiben, jagen, soll verfolgen aus der Stadt
Mit ehr'ner Geißel meinen schmachbeladnen Leib!
Und Solche dürften am Genuß des Bechers nicht
Antheil sich fordern, noch an heilger Spende Guß;
Weg scheuch' am Altar sie der unsichtbare Groll
Des Vaters; Gastrecht gönne keiner, noch Verkehr.
Ehrlos in Allem, freudelos, so stürben sie
Schmachvoll verdörrt einst und verzehrt im Graungeschick.
Solch einem Ausspruch muß man, denk' ich, doch vertraun;
Und trau' ich nicht ihm, dennoch muß die That geschehn!
Vielfacher Antrieb strömt zusammen mir vereint —
Des Gottes Auftrag, Schmerz um meines Vaters Tod,
Dazu des Lebens Dürftigkeit — zum hohen Ziel u. s. f.

Goethe ließ in seiner „Iphigenia" den Auftrag Apollos ganz fallen; Elektra ist es, die da zur Rache auffordert. (Herbart hat schon Sophokles deshalb getadelt, daß er das Mannweib Elektra schuf, die von der bevorstehenden Furienplage des Orestes kein Vorgefühl zu haben scheint.) Goethe's Orest erzählt die That selbst und so:

Am Tage, da der Vater fiel, verbarg
Elektra rettend ihren Bruder: Strophius,
Des Vaters Schwäher, nahm ihn willig auf;
Er zog ihn neben seinem eignen Sohne,
Der, Pylades genannt, die schönsten Bande
Der Freundschaft mit dem Angekommnen knüpfte.
Und wie sie wuchsen, wuchs in ihrer Seele
Die brennende Begier, des Königs Tod
Zu rächen. Unversehen, fremd gekleidet

Erreichten sie Mycen, als brächten sie
Die Trauernachricht von Orestens Tode
Mit seiner Asche. Wohl empfänget sie
Die Königin; sie treten in das Haus.
Elektren gibt Orest sich zu erkennen;
Sie bläst der Rache Feuer in ihm auf,
Das vor der Mutter heil'ger Gegenwart
In sich zurückgebrannt war. Stille führt
Sie ihn zum Orte, wo sein Vater fiel,
Wo eine alte leichte Spur des frech
Vergoss'nen Blutes oft gewasch'nen Boden
Mit blassen, ahnungsvollen Streifen färbte*).
Mit ihrer Feuerzunge schilderte
Sie jeden Umstand der verruchten That,
Ihr knechtisch elend durchgebrachtes Leben,
Den Uebermuth der glücklichen Verräther
Und die Gefahren, die nun der Geschwister
Von einer stiefgeword'nen Mutter warteten.
Hier drang sie jenen alten Dolch ihm auf,
Der schon in Tantals Hause grimmig wüthete,
Und Klytämnestra fiel durch Sohnes Hand.

Auf den ersten Anblick möchte der Gedanke an Orestens That den Unmuth über Hamlets Unthätigkeit vergrößern; aber man übersehe drei Momente nicht, die bei aller Aehnlichkeit des beiden Männern gewordenen Auftrags doch wichtige Unterschiede begründen. Orest ist Knabe, da die That geschieht, er lernt sie erst allmälig fassen; er wird mit dem

*) Aeschylus sagt in „Todtenopfer" V. 58:

δι' αἵματ' ἐκποθένθ' ὑπὸ χθονὸς τροφοῦ
τίτας φόνος πέπηγεν, οὐ διαρρύδαν.

Vom Blute, das der Schos der Muttererde trank,
Gerinnt ein Mal der Rache; nie verfließt es mehr.

Rachegedanken aufgezogen und denkt eine ganze Jugend mit einem treuen Freunde über das Unternehmen nach. Der Plan desselben ist ihm daher nicht fremd, der Gedanke des Mordes kommt nicht urplötzlich an ihn, er wuchs mit ihm auf. Hamlet wird dagegen von dem Geheimniß der That trotz aller Ahnungen plötzlich überrascht und kann sich nicht allmälig vertraut machen. Orestens Mord stammt aus dem Entschlusse eigenen Willens, der sich der Nothwendigkeit unterzieht; zu jenem kann Hamlet nicht sofort gelangen und daher auch nicht zu der That. Orest hat überdies ein Motiv mehr: die Mutter ist Theilnehmerin des Mordes. Der christliche Dichter, milder hierin, stellt Gertrude als am Morde unschuldig dar. Der wichtigste Unterschied zwischen Orest und Hamlet liegt in ihrem religiösen Bekenntnisse, in den Ansichten ihrer Zeit. Orest ist Heide, zur That entschlossen, mit dem Gedanken der Rache vertraut. Das Alterthum handelte, ohne viel zu reflektiren. Dies war zwar auch dem Mittelalter nicht fremd, — will doch Macbeth, daß der Erstling des Herzens auch der Erstling der Hand sei, — aber Hamlet steht bereits auf der Gränzscheide desselben, wie ein Vorbote der neuen Zeit. Das Christenthum wägt die Thaten bedächtiger als ein rohes Naturzeitalter. Hamlet sagt: „Je weniger eine Hand arbeitet, desto zarter ist ihr Gefühl.“ Man könnte den Satz auch umkehren: Je zarter das Gefühl, desto zögernder die Hand. Der Ewige hat sein Gebot gegen den Mord gerichtet, und eine Stimme in uns mahnt, des Heils der Seele zu gedenken. Der Christ wird daher in tiefem Nachdenken die Hand am Griffe ruhen

lassen, wo der Heide bereits zustieße, denkend wie der König im Drama:

> Verzweiflungsvolle Uebel heilen nur
> Verzweiflungsvolle Mittel oder keine.

Der Mord ist eine gemeine That, zu der eine edle Natur sich schwer entschließt und daher ängstlich prüft, ob sie zu so Blutigem berechtigt sei. Der Heide warf sich selbst zum Richter auf; der Christ überantwortet den Sünder dem Richterspruche Gottes. Und wir befinden uns unter Christen, denn wir hören von der Weihnacht, von Engeln und bösen Geistern, von Hölle und Fegefeuer, von Beichte, Abendmal und Oelung, von Geheimnissen aus der Ewigkeit, die für kein irdisches Ohr passen, von der Macht des Gebetes, von Buße und Gnade, von einem höchsten Wesen, das in das Vergangene und Künftige sieht. Hamlet kündigt ferner eine kommende höhere Bildung an, eine Zeit, von der es spottweise heißt, es begännen die Degen sich vor den Gänsekielen zu fürchten, eine Zeit, in welcher der Mensch sich mehr von der Außenwelt ablöst und in sein Ich einkehrt, in welcher mehr Gedankenthaten als Thatgedanken aufzuzeichnen sind. Mochte es auch dem Griechen an der Tiefe der christlichen Denkart gebrechen, so hatte er dafür ein schärferes, klareres Auge für die Außenwelt und konnte daher auch um so rascher in sie eingreifen.

Während Orestes erst nach der That von den Furien, dieser Verkörperung des Gewissens, gefoltert wird, hört Hamlet die innere Stimme vor der That. Auch hierin spiegelt sich ihr Zeitalter ab: der natürliche Mensch wird

von der nächsten und dringendsten Vorstellung hingerissen, handelt daher auch mehr in Folge äußerer Nöthigung; der gebildetere Mensch unterwirft jene Vorstellung einer Prüfung und hat Geisteskraft genug, um sie so weit von sich abzuhalten, daß er auch eine gegensätzliche Vorstellung herbeirufen und vergleichen kann. Durch diese Kritik wird sein Handeln freier von außen, aber seltener; denn alle Kritik schwächt die Schöpfungskraft.

XI.

Parallelen.

Es dürfte nicht uninteressant sein, Hamlet mit andern berühmten dramatischen Charakteren, die entweder Vergleichspunkte oder Gegensätze zu ihm bieten, zu gruppiren. So möchte der Vergleich mit Wallenstein ziemlich nahe liegen: Hamlet zaudert, zu thun, was er sollte, Wallenstein zaudert, zu thun, was er nicht sollte, von dem ihn die bessere Stimme abmahnt, und wozu ihn doch sein Schicksal — das heißt — sein Herz zieht. Oder mit Egmont: ist nicht auch dieser thatlos in einem Momente, der wie kein zweiter Thatkraft verlangt? Egmont handelt nicht, weil er die Dinge zu leicht nimmt, weil er zu viel glaubt und vertraut, weil er sich vor einer klaren Ansicht der Verhältnisse fast fürchtet, denn sie würde seine heitere Weltauffassung trüben und sein fröhliches Blut verfälschen.

Hamlet handelt nicht, weil er die Dinge eher zu schwer nimmt, weil er mißtraut und zweifelt, weil er nach Gewißheit des Schrecklichen ringt, weil er mit Wollust der Verzweiflung an den finstersten Vorstellungen hängt.

Wir wollen uns jedoch darauf beschränken, Hamlet mit zwei andern shakspearischen Gestalten zu vergleichen, von denen gleichfalls eine schwere That gefordert wird, und die gleichfalls von außen dazu aufgefordert werden.

Da ist zunächst Macbeth; in ihm ist große Empfänglichkeit des Gemüths mit raschem Entschluß und ungestümer Willensäußerung verbunden. Sein Wille gleicht einer Pulvertonne, in die der geeignete Gedanke wie ein Blitz einschlägt. Er hat noch die Kraft eines vergangenen Naturzeitalters, aber auch er fühlt schon das Herannahen einer neuen mildern Zeit. Er ruft daher der alten Zeit, wo der Mann starb, wenn das Gehirn heraus war; jetzt stehen die Gemordeten auf, das Gewissen beginnt sich zu regen. Sein Ehrgeiz, die Mahnung der Hexe, die verlockende Stimme des Weibes bürden ihm den Mord des Königs auf. Macbeth scheut sich nicht vor der That, wol aber vor ihren Folgen. Sein Monolog steht in einem durchgreifenden Gegensatz zu Hamlet. Während diesem Vorstellungen, die ihn drängen könnten, vorschweben, treten vor Macbeths Phantasie im Gegentheile abmahnende Gedanken:

Wär' Alles abgethan, wenn es gethan ist,
O dann geschäh' es rasch! Wenn uns der Mord
Zugleich der Folgen auch entledigte,

Und mit dem Dolchstich Alles endete,
Dann wär' es gut; dann spräng' ich über Zeit
Und über alle Ewigkeit hinweg.

Während Hamlet das Heil seiner Seele bedenkt, fürchtet Macbeth nur den Umstand, daß sich solche Thaten schon hier richten. Er fährt fort:

Er (Duncan) sollte doppelt bei mir sicher sein,
Einmal als Vetter und als Unterthan,
Zwei mächt'ge Schranken, die die That verbieten,
Und dann als Gast, den ich als Wirth beschirmen,
An dem ich nicht zum Mörder werden sollte.

Hamlet hätte dagegen doppelte Mahnung, die That zu thun, denn sein Stahl soll zwar den König und Oheim treffen, aber in diesem auch den Mörder seines Vaters, den Verführer seiner Mutter, den Räuber seiner Krone. Und nennt der schottische Held als fernern Abhaltungsgrund die Milde, mit welcher Duncan seine königliche Pflicht erfüllte, so könnte Hamlets Dolch dagegen von der Schmach der neuen Herrschaft eher geschärft als abgestumpft werden. Erst nach der That fühlt jener die Regung des Gewissens und glaubt sich von einer Stimme verfolgt und fleht nun vergebens darum, daß das Pochen am Schloßthor Duncan aufwecken möchte. —

Eine ganz entgegengesetzte Natur ist Brutus in „Julius Cäsar", der unsern Dichter gleichzeitig mit vorliegendem Drama beschäftigt zu haben scheint, wenigstens finden sich in diesem mehrere Anspielungen auf den Besieger des Pompejus. Brutus zeichnet sich durch Gelassenheit des Gemüths, durch Ueberlegung beim Entschluß, aber auch

durch Standhaftigkeit in der Ausführung aus. Das einmal begonnene Werk führt er durch, mehr mit beharrlichem Geiste, als aufbrausender Kraft. Wie Wenige ist er Herr seiner innern Regungen. Auch auf ihn wird eine große That gelegt, die ihn aber an den Scheideweg zweier Pflichten stellt. Soll ihm das Vaterland, soll ihm der Freund Cäsar höher stehen? Auch er wird auf eine ihm fremde Bahn gedrängt. Zu Cassius, der ihn zu der Rettung Roms beim Gedächtniß seines Ahnherrn aufruft, spricht er:

Auf welche Wege wollt ihr mich verlocken,
Daß ihr mich heißt in meinem Innern suchen,
Was doch nicht in mir ist?

Er geht hin, um die Sache zu bedenken. Von diesem Augenblicke an schläft er nicht mehr, genießt nichts, fährt oft mitten im Nachdenken auf oder geht tiefsinnig, seufzend, mit gekreuzten Armen umher. Er ist zwar nicht so auf Thaten gestellt wie Macbeth, der hier vielleicht unbedacht zugestoßen hätte, aber er ist auch nicht schwach. Er muß sich nur erst von der Nothwendigkeit der That überzeugen, seine edle Natur mit dem rohen Handwerke des Mordes bekannt machen. Endlich erkennt er, Cäsar müsse als ein Schlangenei, das ausgebrütet schaden kann, betrachtet und in der Schale erwürgt werden. Er geht sofort mit trauerndem Herzen, aber unerschütterlichem Entschluß an die That. Er fühlt, da sie geschehen, keine Vorwürfe, und behauptet dem Geiste gegenüber seine Fassung, ungleich dem an der Tafel bebenden Macbeth.

Hamlet hat nicht ein bloßes Schlangenei, das vielleicht in der Zukunft schadet, er hat eine Schlange, die ihres Opfers Krone trägt, zu zermalmen.

Brutus bezeichnet treffend die Stimmung, in der wir auch Hamlet befangen sehen:

> Bis zur Vollführung einer furchtbarn That
> Vom ersten Antrieb, ist die Zwischenzeit
> Wie ein Phantom, ein grauenvoller Traum.
> Der Genius und die sterblichen Organe
> Sind dann im Rath vereint; und die Verfassung
> Des Menschen, wie ein kleines Königreich,
> Erleidet dann den Zustand der Empörung. —

Shakspeare, der es stets liebte, ähnliche oder entgegengesetzte Charaktere und Verhältnisse neben einander zu stellen, damit sie sich wechselseitig ergänzen oder durch den Abstich heben, hat auch in unserm Drama drei junge Männer dem Bilde Hamlets gegenübergestellt. Wir meinen Horatio — Laertes — Fortinbras.

Wir wollen Jedem ein besonderes Blatt widmen.

XII.

H o r a t i o.

Wie Mercutio neben Romeo, steht auch in unserem Drama ein besonnenerer Charakter als Freund neben dem leidenschaftlichen Helden. Horatio, der sich selbst einen alten Römer nennt, ist das Ebenbild des Brutus, ein starker

Dulder wie dieser. Wie Hamlet sagt, war er stets, als litte er nichts, indem er Alles litt, nämlich Gutes und Böses vom Schicksal mit gleichem Danke hinnahm, nie Pfeife für Fortuna's Finger wurde, um zu tönen, wie sie greift. Zum unmittelbaren Eingreifen in das Leben ist er nicht geschaffen, aber er würde sich wie Brutus einer nothwendigen That nicht entziehen. Er bietet sich, um Beispiele zu nennen, dem Geiste zu jedem rettenden und ihn ehrenden Unternehmen an und wäre sofort bereit, sich den Tod zu trinken, um dem Freunde in das Jenseits nachzufolgen. Sein Wille dürfte mehr Beharrlichkeit in vorkommenden Fällen als Empfänglichkeit aufweisen. Seine Stellung im Leben ist die des betrachtenden Chors, nicht des Helden; er würde mit seiner beschaulichen Natur Dänemark nicht retten. Die von Goethe in „Wilhelm Meister" ihm zugedachte Krone würde den Horatio, wenn wir ihn recht kennen, eher erschrecken, als erfreuen. Er geht rein durch die ganze Dichtung, eben, weil er nirgends handelt, nirgends seinen Willen geltend macht: er verletzt daher keinen fremden Willen und übertritt kein Sittengesetz. Goethe sagt: „Es hat Niemand Gewissen, als der Betrachtende." Wir fügen hinzu: nur er bringt sein Herz kinderrein aus dem Kampfe des Lebens zurück.

So sagt Wallenstein:

Ja, wer durchs Leben gehet ohne Wunsch,
Sich jeden Zweck versagen kann, der wohnt
Im lichten Feuer mit dem Salamander
Und hält sich rein im reinen Element.

Horatio, der im Stücke gelehrt genannt wird und schöne Kenntnisse von der Hochschule heimzubringen scheint, ist weder der mystischen, noch der scholastischen Philosophie zugethan; er hat seine Weisheit aus den alten Stoikern geschöpft. Daher ist er frei vom thörichten Aberglauben, aber auch frei von Silbenstecherei und Zweifelsucht. Er glaubt an den Geist erst, da er ihn mit eigenen Augen sieht, und sagt von der Erscheinung: „Es trübt wie Staub des *Geistes hellen Blick*."

Horatio ist ohne jede eigennützige Absicht, er sucht nichts für sich und mag sich in dieser Lage wohl fühlen. Herbart sagt: „*Der Weise dünkt sich König*, — nicht wegen einer Macht, die er nicht besitzt, sondern *weil er nichts will*, was er nicht erreichen kann."

So sagt Euripides in der „Iphigenie" V. 17:

> *Ζηλῶ δ᾽ἀνδρῶν, ὂς ἀκίνδυνον*
> *βιον ἐξεπέρασ᾽ ἀγνὼς, ἀκλεής.*
> *τοὺς εν τιμαις ἧσσον ζγλῶ.*

Schiller übersetzt die Stelle:

> — jeden Sterblichen beneid' ich, der
> Ein unbekanntes, unberühmtes Leben,
> Frei von Gefahren lebt. Weit weniger
> Beneid' ich den, den hohe Würden krönen.

Aehnlich sagt er in seiner „Braut von Messina":

> Aber hinter den großen Höhen
> Folgt auch der tiefe, der donnernde Fall:
> Darum lob' ich mir niedrig zu stehen,
> *Mich verbergend in meiner Schwäche.*

Horatio buhlt daher nicht um die Gunst des neuen Königs, ist frei von jedem Hange zu Schmeichelei und,

weil arm, in seiner bescheidenen Lage vor Schmeicheleien Anderer sicher. Aus diesem Grunde ist er wahrhaft befähigt, Freund zu sein mit voller Uneigennützigkeit und Selbstaufopferung. Hamlet bewundert die Gemüthsruhe des Gefährten seiner Studienjahre, denn er, der doch den Willen stets an die Entscheidung des Denkens binden will, wird in manchen Augenblicken von Leidenschaft hingerissen. Er bedauert es und sagt auch in seinem Schauspiele:

> Die Heftigkeit, sowohl von Freud' als Leid,
> Zerstört mit sich die eigne Wirksamkeit.

An einer andern Stelle tadelt er jedes Uebermaß, das die Dämme und Schanzen der Vernunft einbricht. Daher ruft er, sich auf Horatio, den bürgerlichen Freund des Königssohnes, stützend:

> — Gebt mir den Mann,
> Den Leidenschaft nicht unterjocht.

Einer ähnlichen Freundschaft hat Schiller in „Don Carlos" ein unsterbliches Lied gesungen. Horatio ist ein treuer, zartfühlender Freund; er war nicht wie Laertes zur Krönung, sondern zu der Leichenfeier des verstorbenen Helden gekommen. Dieser mochte ihm als solcher wie als Vater Hamlets theuer gewesen sein und wollte daher auch schon zu ihm sprechen, woran ihn dann der Morgenruf des Hahnes hinderte. Aber selbst von Hamlet begehrt er nichts, nicht einmal ein Wort des Dankes; er hält sich im Gegentheile ferne von ihm, bis es die Freundschaft selbst verlangt, ihn aufzusuchen. Doch auch dann nennt er nicht sogleich die wahre Ursache seiner Heimkehr; zartfühlend will

er den Geliebten nicht an einen Trauertag erinnern und lieber den Vorwurf eines Fehlers auf sich nehmen. Mit derselben Schonung behandelt er den Tiefverletzten während der ganzen Dichtung, läßt ihn ruhig gewähren, widerspricht ihm fast nie, — nur einmal auf dem Kirchhofe warnt er ihn vor Spitzfindigkeit und allzuausschweifender Phantasie, — leiht ihm aber stets den Arm, wenn derselbe einer Stütze, oder das Ohr, wenn er eines theilnehmenden Hörers bedarf. Hätte der Dichter seinem Helden einen auf Thaten ausgehenden Charakter als Freund beigegeben, der den Zaudernden angetrieben und über manche Bedenklichkeiten rasch hinweggehoben hätte, dann wäre allerdings, wenigstens höchst wahrscheinlich, der Gang des Drama beschleunigt worden. Dann hätte sich aber der Seelenprozeß in Hamlet nicht aus sich selbst, wie jetzt, sondern durch Beihülfe jenes Freundes entwickelt und gelöst. Dies war offenbar nicht die Absicht des Dichters. Der Unglückliche, der Alles schwanken gesehen und darüber auch die eigene Ruhe verloren hat, bedarf eines ruhigen, leidenschaftslosen Gefährten, der voll Mitgefühl den Betrachtungen des schmerzlich verwundeten Philosophen, den wirren Gedankensprüngen desselben folgt, der ohne allen Anspruch auf selbstständige Bedeutung zurück bleibt, wenn Hamlet ihn nicht ruft, aber sofort herbeieilt, wenn der Freund einer Stütze oder eines Trösters bedarf. Hätte Horatio sich in Hamlets Geheimniß eingedrängt oder ihm widerstrebt, er hätte vielleicht sogar dessen Vertrauen verscherzt; die ganze Weise, wie er ihn behandelte, beweist, daß er ihn durchschaute.

Hamlet hat daher Recht, wenn er dem Horatio aufträgt, ihn und seine Sache zu erklären. Nur ein ruhiges, vorurtheilfreies und gleichwol theilnehmendes Auge wie das Horatio's vermag Shakspeare's interessantesten Helden zu verstehen.

Der Absichtslose steht am Ende der Dichtung allein unter den Leichen und kann nun das Amt des Geschichtsschreibers übernehmen. Es thut uns wohl, zu wissen, daß dieser Treue, Reine, Selbstsuchtslose die Stürme überlebt, er, der an die Lenkung des Himmels in der trübsten Zeit geglaubt und stets gleichen Muth in der entsagungsvollen Brust gefunden hatte.

XIII.

Laertes.

Durchgreifend ist der Gegensatz zwischen Hamlet und Laertes, dem raschen und ohne vieles Bedenken handelnden Jünglinge. Ersterer bildete sich im philosophischen Deutschland, letzterer im lebenslustigen Frankreich; schon dieser Umstand ist bezeichnend: dort geschahen stets die größten Gedankenthaten, hier gediehen die üppigsten Thatgedanken. Während Jener in Wittenberg in den Büchern stack, hat sich Dieser in Paris in eine bunte Welt geworfen, das Buch des Lebens durchblättert und einen klaren Blick, frei von Illusionen, erworben. Seine Anschauungen — man denke an

seinen Ausspruch über die Liebe — sind nüchtern, seine Sprache ist entschieden und kräftig, zuweilen von forcirter Kraft. Er erinnert an Heinrich Percy Heißsporn, der für Männerehre lebt und stirbt.

Er hat nicht wie Hamlet nur den Geist des Menschen im Auge, sondern sieht dessen Blühen an den Wachsthum des Körpers geknüpft; im Kontrast zu Horatio ist er ungeduldig und heftig, ehrgeizig und trotzig. Er wird als ein Mann von glänzendem Aeußern geschildert, trefflich geübt in den Waffen, dem gegenüber im Gefechte es Allen an Raschheit, Fassung, Achtsamkeit und Blick fehlen soll. Seine Natur ist eine ursprünglich auf Offenheit angelegte; es wird ihm auch nicht wohl dabei, daß er zuletzt in die List des Königs einwilligen muß; er träte viel lieber vor seinen Gegner, wie in den Palast des Fürsten, mit entblößtem Degen. Sein Gemüth ist ein Edelstein in rauher Form. Die Achtung, die er seinem Vater zollt, die Geduld, mit der er das Geschwätze desselben anhört, die um so verdienstlicher ist, je weniger sie ihm angeboren ist, die besorgte Liebe für Ophelia, wenn sie sich gleich in etwas hofmeisterlichem Tone äußert, ehren ihn. Er ist nicht leicht weich gestimmt und gerührt, aber hat im höchsten Schmerze heiße Thränen, die er nicht zu verbergen vermag, obschon er sie als etwas Weibisches verdammt. Er treibt Musik, doch greift er gewiß lieber zum Rapiere, weshalb ihm der Vater das Erstere einschärfen lassen muß. Ihn zu mahnen, braucht kein Geist aus dem Grabe zu steigen, er eilt aus freiem Antriebe herbei, um den getödteten und heimlich be=

grabenen Vater zu rächen. Und welch ein lächerlicher, plauderhafter Schelm war der, nicht zu vergleichen mit dem alten Hamlet! Und für den wagt Laertes diesen kühnen Gang? — Heftig aufgeregt meint er, jeder Tropfe Blutes, der in ihm ruhig bleibe, schelte ihn Bastard. Dem Hamlet tönt eine Stimme aus dem Fegefeuer; Laertes behauptet, Alles schreie vom Himmel zur Erde, daß er das Geheimniß untersuche. Er besitzt Liebestreue und Erinnerung, bevor ihm Ophelia diese mittelst der Blumensprache einschärft.

So lange er nur die innere Stimme hört, schlägt er den rechten Weg ein, der auch der geradeste ist. Nichts bedenkend wendet er sich an das Volk und zieht mit diesem, dem ein muthiges Auftreten stets gefällt und imponirt, vor den König und hält ihm die gezückte Waffe als Fragezeichen hin. Er scheint an den Abschiedsspruch des Vaters zu denken:

— Hüte dich
In Händel zu gerathen; bist du drin:
Führ' sie, daß sich dein Feind vor dir mag hüten!

Alle Rücksichten auf Lehenspflicht und Huldigung, Gnade und Gewissen wirft er von sich. Hamlet denkt an das Heil seiner Seele und forscht nach dem, was kommen könnte; Laertes ruft dagegen:

Ich trotze der Verdammniß; so weit kam's:
Ich schlage beide Welten in die Schanze,
Mag kommen, was da will. Nur Rache will ich
Vollauf für meinen Vater! —

Nichts soll ihn hindern, die ganze Welt nicht; er will seine Mittel so zu Rathe halten, daß sie mit Wenigem weit reichen sollen.

Hamlet hat über den Ereignissen in seiner Familie mit der ganzen Welt gebrochen und haßt Alles; Laertes, der seinen Verlust nicht verallgemeinert, sieht in seiner Stellung zu der Welt deshalb nichts verändert — und verfolgt nur Einen Gegner, den Mörder. Er wird deshalb die Menschheit nicht für böser ansehen als früher, weil er längst von ihr so dachte, daß man auf seiner Hut zu sein habe. Ihn quält nur Eines: die Möglichkeit, der Feind könne ihm entgehen; er lebt von Neuem auf, da er vernimmt, er könne demselben in das Gesicht sagen: Das hast du gethan!

Hamlet zaudert, das Werkzeug der Nothwendigkeit zu sein; Laertes beschwört den König, ihn als Werkzeug zu gebrauchen.

Daß Ersterer trotz seiner Studien und vorwiegend innerlichen Lebens dem Letztern an Ritterlichkeit nicht weiche, deutet Shakspeare dadurch an, daß er jenen in zwei Gängen des Wettgefechtes siegen läßt. Der Unterschied ist nur der, daß diese Fechtgewandtheit bei dem Sohne des Polonius wol einer der ersten Vorzüge des Ritters, für Hamlet hingegen in Wahrheit ein bloßes Band am Hut der Jugend ist.

Hamlet erkennt, daß Laertes eine ähnliche Sache verficht, und sagt: „In dem Bilde seiner Sache erkenne ich der meinen Gegenstück."

XIV.
Fortinbras.

Eine höchst interessante Gestalt, die gleich bei ihrem ersten Erscheinen das leuchtende Siegel auf der Stirne trägt: „Mir gehört die Welt!“ eine urkräftige, uns mit Sicherheit und Vertrauen auf Erfolg erfüllende, die im Hintergrunde der Dichtung steht, bis ihr die Katastrophe die Hauptrolle im Staate Dänemark verleiht. Ein jugendkräftiger Mann, der ungebeugt an seiner Lebensaufgabe schafft, darin auch nicht wie der unglückliche Hamlet gestört wird, sondern das Eine Ziel unverrückt im Auge behalten kann. Was ist dieses sein Ziel?

Den im Zweikampfe gefallenen Vater will er rächen, die Ehre seines Hauses wiederherstellen, die Ansprüche seiner Familie geltend machen. Er fühlt den Herrscherberuf in sich und zieht, wie der junge Hohenstauffe Konradin, abenteuerlich in die Welt hinaus, um „durch starke Hand und Zwang der Waffen“ das ihm Verweigerte zu ertrotzen.

Fortinbras hatte keine so andauernd glückliche, so ungetrübte Jugend, wie Hamlet. Er ist älter als dieser, denn er verlor seinen Vater an dem Tage, da Hamlet geboren wurde. Weil er minderjährig war, bestieg sein Oheim den Thron von Norwegen. Er mußte demnach schon frühe schwere Schläge des Schicksals, den Verlust des Vaters und die Schmach der Niederlage, überdies die Einbuße mancher Ländereien, dulden. So wuchs er wie Orestes mit

dem Gedanken der Rache auf und benutzt die erste günstige Gelegenheit, die ihn Verwirrung in Dänemark ahnen läßt, um ein Heer zu sammeln. Lange mochte er schon auf ein glückverheißendes Zeichen von Außen gewartet haben, das den in ihm längst fertigen Plan zu begünstigen schien. Er weicht nirgends von seinem Endziele ab und, wenn es scheint, er sei mit seinem Vorhaben gescheitert, da schlägt er nur einen andern Weg ein, der zwar etwas von der Heerstraße abbiegt, aber doch zum Ziele führt. So zieht er, da er an seinem Unternehmen gegen Claudius gehindert wird, aber einmal gerüstet den Helm nicht ablegen will, ehe er ihn mit einem Siegeskranz geschmückt, nach Polen, um vorläufig wenigstens nach dieser Seite hin seine Rechte geltend zu machen. Ließe er sein Heer auseinandergehen, so verscherzte er die Achtung der Krieger, die sich jetzt um sein Banner sammelten und mißmuthig einem zweiten Rufe nicht mehr so bereitwillig folgen würden. Ganz andere Aussichten bietet ihm ein Sieg über Polen. Er kehrt dann gekrönt und gefürchtet zurück und kann an der Spitze eines ruhmreichen Heeres voraussichtlich ein entschiedeneres Wort mit dem Hofe zu Helsingör sprechen, der bis dahin erkannt haben dürfte, er habe es mit einem Gegner zu thun, der selbst einen Strohhalm verficht, wenn Ehre auf dem Spiele steht. Die Wiederherstellung der Macht seines Hauses ist der Brennpunkt seines Lebens und Strebens. Hat er Hoffnung dazu, dann erhebt er sich muthig, gestützt auf den **Traum** eines Vortheils. So viel Kraft gibt uns die klare Erkenntniß dessen, was wir wollen, und die Samm=

lung der ganzen Persönlichkeit nach Einer Richtung hin. Selbst treubewahrte Grundsätze machen uns nicht so beharrlich und entschieden als fest in uns wurzelnde Entwürfe, von denen wir nie — eher vom Leben — abzulassen entschlossen sind.

Jean Paul (Levana II. §. 110) sagt: „Das ächte Kernfeuer der Brust glüht in jenen Männern, welche ein durch das ganze Leben reichendes Wollen, nicht aber, wie der Leidenschaftliche, einzelne Wollungen und Wallungen haben. Das lange Wollen, das jeden innern Aufruhr bändigt, setzt nicht einen bloßen Zweck, sondern Endzweck — gleichsam eine Centralsonne aller Umläufe — die Idee voraus." Je höher wir den Mann stellen, dem ein solches Kernfeuer im Busen lodert, um so mehr müssen wir Hamlet beklagen, dessen Lebensplan zerstört ist, und der sich mühsam aufraffen muß, um sich wieder ein Ziel stecken zu können, das ihm auf dem dunklen Ozean des Lebens zum wohlthätig leitenden Leuchtthurme wird. Um wie viel glücklicher ist Fortinbras!

Schon sein Vater war stolz und eifersüchtig, er forderte den alten Hamlet heraus. So ist auch der Sohn, wie Hamlet sagt, ein zarter Prinz und doch voll Muthes und hoher Ehrbegier; Horatio nennt ihn heiß und voll von unerfahrnem Eifer, er ist aber geistesfrisch und von unbedenklich wagender Jugend, bereit zu jedem Werke, „das Herz verlangt." Sein Befehl an den Hauptmann ist kurz und bündig; der Gruß, den er an Claudius bestellen läßt, würdig und höflich, ohne daß er sich das Geringste ver-

geben möchte. Schön kleidet ihn die Weise, wie er am Schlusse der Dichtung Hamlets Werth anerkennt und so beweist, daß er fremdes Verdienst nach dessen vollem Umfange zu ehren bereit sei. Dieses müssen wir auch von Hamlet rühmend sagen, der in Fortinbras sein Ideal eines Mannes verwirklicht sieht, sich zu gleicher Energie und Höhe aufzuschwingen wünscht und, da er selbst nicht mehr seine Königsträume verwirklichen kann, dem würdigen Gegner seine Stimme gibt und das geliebte Vaterland in diesen Händen geborgen glaubt. So ehren sich treffliche Männer gegenseitig und dadurch auch sich selbst.

Einen Gegensatz zwischen Beiden hebt Hamlet selbst hervor und beweist dadurch, daß er seinen eigenen Seelenzustand besser kennt als manche seiner Erklärer. Er klagt, daß er leide unter bangen Zweifeln, die zu genau den Ausgang bedenken, und preist Fortinbras,

> Deß Muth, von hoher Ehrbegier geschwellt,
> Die Stirn dem unsichtbaren Ausgang beut.

Nicht dem betrachtenden Horatio, der neben den Ereignissen steht, als läse er in einer alten Chronik, wo man das Geschehene eben hinnehmen muß, ohne Etwas davon, noch dazu thun zu können, — nicht dem die Weltordnung verneinenden Claudius, der den Staat nur als einen Spielball seiner Lüste betrachtet und nur herrschen will, um bequemer dem Laster dienen zu können, — nicht dem heftig zufahrenden Laertes, der Energie zum Anlaufe aber nicht Beharrlichkeit genug hat, um sich nicht vom rechten Wege ablenken zu lassen, der kräftige Anlagen,

aber kein bestimmtes Ziel seines Lebens besitzt — auch nicht dem idealen Hamlet, der sich die Welt zu schön gedacht hat, daher beim ersten Zusammenstoße mit ihr Schiffbruch leidet und sich an der steilsten Stelle mit blutenden Händen mühsam an das Ufer retten will, — ihnen Allen nicht, — dem frühe in der Schule des Unglücks und des Ernstes erzogenen Fortinbras, des fünften Heinrichs geistigem Bruder, dem Manne, welcher die ihm von der Geschichte gewordene Aufgabe mit aller Entschlossenheit zu der Idee seines Lebens macht, — **dem** allein gehört die **Zukunft.**

XV.

Sein oder Nichtsein?

Wir wollen mit dieser Ueberschrift die Zwischenzeit bezeichnen, in der Hamlet, nach Gewißheit ringend, wie gefesselt dasteht und nicht vor= nicht rückwärts kann. Dürften wir uns des Bildes bedienen, so würden wir sagen, er vermag keine kategorischen Urtheile mehr zu bilden, kaum noch hypothetische, sondern nur disjunktive — die Sache ist so oder so — und wieder schwankend, welches so das richtige sei, muß er zu der Frageform greifen: Ist die Sache so oder so? —

So entschieden die beiden zuletzt näher betrachteten Charaktere auftreten, so möchten wir doch nicht durch sie das Bild Hamlets verdunkelt wissen. Es ist leicht gesagt, Laer=

tes und Fortinbras seien thatkräftigere Naturen, Erkennen und Handeln falle in ihnen fast in Eins zusammen, sie seien nicht zweifelhaft über das, was zu thun, — aber man bedenke, unter wie viel günstigeren Umständen sie auftreten. Ihre Schwertesspitzen kehren sich gegen fremde Personen, Hamlet soll die eigene Mutter anklagen; jene sind vorzugsweise von Ritterpflicht getrieben, haben die verletzte Ehre ihrer Familie im Auge, — Hamlet ist von wahrstem, tiefstem Schmerz durchwühlt, er ist nicht gleich dem Gram im Bilde ein Antlitz ohne Herz. Das Hemmniß seines Handelns, man denke nur an den zweiten Abschnitt dieses Schriftchens zurück, liegt wahrlich nicht in Willensschwäche, wenn gleich auch diese wenigstens als eine momentane bei seinem schweren Leide begreiflich und verzeihlich wäre, sondern innerhalb seiner Denkkraft. Wir haben Beweise, daß er Muth und Thatkraft besitze wie Jene, obschon er für den Augenblick in Folge der außerordentlichsten Ereignisse, die den Menschen nur treffen können, gelähmt ist und kaum aufzuathmen vermag. Wie muthig folgt er nicht dem Geiste, wie entschlossen nimmt er nicht den Kampf mit Laertes auf, wie männlich hält er sich in dem Gefechte! Wie leidenschaftlich ist er da, wo sein Wille der ersten Vorstellung rasch folgt, ehe er sie einer genauen Prüfung unterworfen hat. So tödtet er den Vater der Geliebten, so stürzt er an ihrem Grabe hervor und verletzt durch kühne Ausforderungen ihren Bruder! Vergebens beweint er jene, bereut er diese That hinterher. Es ist nicht Phrase, wenn er sein Herz beschwört, es möge sich nie von Nero's Wuth

übermannen lassen: er wolle ja bei der Mutter nur Dolche reden, nicht sie brauchen. Um ihn von einem wirklich willensschwachen Menschen zu unterscheiden, so vergleiche man ihn mit dem sechsten Heinrich von England, wie ihn Shakspeare zeichnet. Der leidet und schweigt, duldet und fügt sich in die Geschicke, aber nirgends tritt er aus sich heraus, nirgends handelt er.

Welchen Weg konnte Hamlet einschlagen, um seine Aufgabe zu erfüllen? Jedenfalls ist die Tödtung des Claudius das Ziel, und nur die Weise in Frage, wie dahin zu gelangen. Daß unser Held entschlossen ist, und zwar von allem Anfange an, den König, wenn er schuldig ist, aus diesem Leben zu schaffen, hat bis jetzt, wenn ich mich nicht irre, nur Sievers bezweifelt. Er meint, Hamlet denke erst nach dem Schauspiele an Mord (— wir haben bereits oben eine Stelle, die dagegen spricht, angeführt S. 84 —) und habe früher einen andern Plan, etwa den einer öffentlichen Anklage. Worauf stützt er seine Behauptung? Auf jene Stelle, wo Hamlet sich anschuldigt: „er schleiche wie Hans der Träumer umher und wisse nichts von einem Könige zu *sagen* u. s. w.“ Will er damit die Absicht einer Rede andeuten, so widerspricht er sich in demselben Monologe; denn einige Zeilen später zürnt er darüber, daß er nur mit *Worten* sein Herz entlade, und ermahnt sich, an das *Werk* zu gehen. Ich will mich aber zum Beweise dafür, daß Hamlet an eine Tödtung des Mörders denke, gar nicht auf das berufen, was er sagt, sondern einmal auf das, was er nicht sagt. Wer Hamlet durchschaut, wird mit mir darüber einig sein,

daß er bei der jetzigen Seelenstimmung Alles, was ihn innerlich beschäftigt, in Selbstgesprächen verarbeitet. Man kann daraus zurückschließen, daß dasjenige, worüber er nicht brütet und zweifelt, in ihm entweder gar nicht aufgetaucht oder hingegen so gut wie abgemacht sei. Dies Letztere nehmen wir, gewiß ohne dem Dichter Gewalt anzuthun, von dem Ausgange an, der den Claudius treffen soll. Darüber, daß dieser sterben solle, herrscht kein Zweifel; vielleicht, denken wir, eher über den Weg, der den Verbrecher stürze. Es ist mancher möglich.

Laertes zeigt einen ganz offenen, den man ohne alle Bedenken des Gewissens gehen könnte: Hamlet dürfte sich nur an das Volk wenden, bei dem er ohnehin, wiederholt wird es angedeutet, so beliebt ist. Kann Laertes, dem keine außerordentliche Beredsamkeit zu Gebote steht, die Masse so ergreifen, daß sie ihn zum Könige ausrufen will, um wie viel mächtiger wäre der Eindruck, wenn der Sohn gegen den Brudermörder, den neuen Kain aufträte. — Hamlet hätte auch wie Fortinbras kühne Gefährten sammeln und mit gewaffneter Hand sein Recht vertreten können. Ja, es ist wahr, das hätte er thun **können**; was er thun **sollte**, geht aus der Katastrophe des Drama hervor; denn dort vollzieht er die ihm aufliegende That und unzweifelhaft in **der Weise, welche die Vorsehung verlangt**: er stößt den entlarvten Verbrecher im Angesichte einer bedeutenden Versammlung nieder.

Doch auch dieser „Weg" beschäftigt ihn nicht, er sagt sogar an einer Stelle, er wisse seinen Weg. — Er steht

vielmehr noch an der Lösung der allerersten Frage: Sein oder Nichtsein? Ist der König schuldig — oder nicht? War die Erscheinung der Geist des Vaters oder eine teuflische Gestalt? — Er wählt daher, um mit eigenem Auge die Gewissen zu durchspähen, die Rolle des Beobachters und stellt sich zu diesem Behufe wahnwitzig, wie jener Brutus, der die Tarquinier verjagte, — wiewohl zu einem ganz verschiedenen Zwecke. Brutus und so auch der Hamlet der Sage (bei Saxo Grammaticus) nehmen die Maske des Wahnwitzes an, um ungefährlich zu erscheinen und so die günstige Gelegenheit der Rache abwarten zu können*). Shakspeare's Hamlet könnte nicht mehr ungezwungen vor dem Könige erscheinen und eine Hofmiene lügen; anderseits scheint es ihm noch nicht an der Zeit zu sein, mit dem ganzen Ernst der Anklage aufzutreten. Er wählt sich daher eine Hülle, die es gestattet, scheinbar unverfänglich das Schlimmste zu sagen und doch durch den unglücklichen Zustand vor jeder Verantwortung gesichert zu sein; manche Stelle erscheint dann fast wie naiv: sie trifft, und der, welcher sie äußert, thut, als ob er weder Ziel noch Absicht hätte. Gegen die Behauptung Mancher, zumal einiger Engländer, Hamlet sei wirklich wahnsinnig oder werde es während des Spiels, indem die Rolle mit ihm zu spielen anfange, vertheidigt sich der Held selbst, wenn er sagt: „Ich bin nur toll bei Nordnordwest (d. h. wenn ich es für gut finde); wenn der Wind

*) Aehnlich ist der Wahnsinn des „Titus Andronikus", der auch da an Hamlet erinnert, wo er die Klagen der Lavinia auf eine eherne Tafel schreibt, um sie nie zu vergessen.

südlich ist, kann ich einen Kirchthurm von einem Leuchtpfahl unterscheiden." Noch deutlicher ist sein Wort an die Königin:

> Bringt diesen ganzen Handel an den Tag,
> Daß ich in keiner wahren Tollheit bin,
> Nur toll aus List.

Der arme Hamlet muß sich auch gegen Schlegel vertheidigen, der ihm natürlichen Hang zur List und Verstellung vorwirft. Als ob er nicht gerade dadurch, daß er sich nicht verstellen kann oder will, verdächtig würde! Er darf wol sagen: „Ich hasse allen Schein." Da er seine Anspielungen nur hinwirft und dann wie unbefangen hinsieht, welche Wirkung sie thun, würde der Schauspieler sehr irren, der diese Stellen mit zu großer Bezüglichkeit, mit einem gewissen Nachdrucke spräche; im Gegentheile, diese Stellen sollen wie unbeabsichtigt erscheinen. Hamlet schießt spielend diese Pfeile ab und schielt dann nach ihrer Tragweite. Trüge er nicht mit den zartesten Farben auf, — ein böses Gewissen kann mit der kleinsten Spitze geweckt werden, — so würden Rosenkranz und Güldenstern wol Verdächtigeres zu berichten haben, während sie jetzt nichts zu sagen wissen, als daß er schwer auszuforschen sei und mit schlauem Wahnwitz einer Prüfung ausweiche, sie freundlich aufgenommen, aber sich offenbar Gewalt angethan habe. Die angenommene Maske gibt ihm endlich noch einen Freipaß, satyrisch sein zu dürfen; die bittere Satyre ist ihm eigentlich fremd, gerade so fremd, wie die Ansicht, in der sich ihm nun die Welt darstellt. Diese Ansicht vergiftet ihn, zersetzt sein Vertrauen, verwandelt es in Argwohn; die

Satyre ist nun Gegengift, mittelst dessen er sein verfälschtes Herzblut wieder reinigt. Sie ist die Waffe, die der von der Wirklichkeit verletzte sittlich höhere Mensch vor sich her schwingt, wenn er sich mit blutendem Herzen zurückzieht, zu seinen Idealen flüchtet.

Hamlet hat sich einen Weg gewählt, der nur mittelst eines großen Bogens zum Ziele führt, dem Nachdenken reichen — dem Handeln keinen Stoff bietet. Bis dahin steht die Rache im Gedenkbuche. Es scheint wenigstens so. In der Wahrheit hat sie freilich schon begonnen, denn König und Königin fühlen sich unwohl bei dieser Verwandlung unsers Helden, sehen den erwarteten ruhigen Genuß durch Sorgen verbittert und scheuen den angeblich Verrückten. Vergebens sucht Ersterer sich zu betäuben, um zu vergessen; vergebens schmeichelt sich Letztere, Ophelia sei der beglückte Grund der Wildheit Hamlets.

Wie immer schneidet auch diesmal Claudius selbst den Pfeil, der ihn treffen soll. Um den Gefürchteten zu zerstreuen, ruft er Jugendfreunde desselben herbei und freuet sich, daß ihn die Schauspieler zu beschäftigen anfangen, ja fordert auf, diese Lust zu schärfen. Und gerade das Schauspiel soll Hamlets Ungewißheit, deren Ende sonst nicht so bald abzusehen wäre, lösen. —

Shakspeare hat diese Episode eines Drama, das nach den vielfachen Verbesserungen, die er von Zeit zu Zeit daran vornahm, zu schließen, seine Lieblingsdichtung war, mit Neigung ausgeführt und dazu benutzt, um treffliche Worte über dramatische Poesie und Darstellung, ja selbst über das Thea-

ter seiner Zeit auf eine gewandte Weise einzuflechten. Z. B. jene Stelle über das Kindertheater. Das Nähere hierüber bei Ulrici (Shakspeare's dramatische Kunst 1847. I., 187). Einige Zeit litt das Theater, an dem Shakspeare betheiligt war, der Globus unter der Nebenbulerschaft der Kapellknaben der Königin (Children of her Majesty's Revels). Die Mode brachte es zu Wege, daß diese „kleinen Nestlinge, die über die Spitze der Frage hinausschrieen und dafür höchst grausamlich beklatscht wurden," den Vorzug gewannen. Gelehrte Männer, die, auf wissenschaftlicher Höhe stehend, der Nationalbühne, dem Volkstheater gegenüber die Kunst des Alterthums gepflegt wissen wollten, — Gänsekiele, welche selbst Bewaffneten zu imponiren anfingen, — unterstützten sie, Ben Jonson an der Spitze, der in seinem „Poetaster" das Volkstheater und dessen Dichter angriff. Der gebildete Pöbel rief solchen Ausfällen Beifall zu. Als Antwort erschien der „Satiromastix" von Dekker. Wenn es heißt, die Kinder hätten über den „Herkules und seine Last" gesiegt, so dürfen wir uns nur erinnern, daß Shakspeare's Theater davon den Namen empfangen, daß es mit einer Statue des Herkules, der die Weltkugel oder den Globus trug, und der Inschrift: „Totus mundus agit histrionem" (die ganze Welt spielt Komödie) geziert war. Wir müssen es uns leider versagen, die einzelnen theatergeschichtlichen Züge auf ihre Zeitbeziehung zurückzuführen, und verweisen daher nochmals auf jenes obengenannte, mit eben so viel Geist als Fleiß ausgeführte Werk. Bei dieser Gelegenheit fügen wir noch bei, daß die Stelle, wo Hamlet von einem

Stücke, das Gonzagos Ermordung darstellen soll, spricht, allem Anscheine nach eingeschoben ist; denn Hamlet faßt erst im folgenden Monolog den Entschluß, das Schauspiel zu seinem Plane zu benutzen. Die Einschiebung geschah von ungeschickter Hand, welche die Sache deutlicher machen wollte, darüber aber den Dichter verunstaltete. Vielleicht hat dieselbe Hand auch die Verse, worin Hamlet der Mutter seine Reise nach England und seine Plane für diesen Fall anzeigt, eingefügt; sie erscheinen wenigstens ziemlich zweifelhaft. Man bedenke nur, daß Hamlet vor dem Theater nichts davon weiß, auch da noch nicht, wo er den König betend trifft, sonst würde er kaum die Sache verschieben. Vom König kommt er aber unmittelbar zu der Mutter; wann und woher bekommt er nun die Kunde? —

Hamlet empfängt die Mimen freundlich, weil er einmal aufathmen kann und statt der Hofschauspieler, die er täglich um sich sehen muß, ehrliche Künstler trifft, die es eingestehen, ihr Handwerk beruhe auf Schein und Täuschung. Er will sofort eine Probe ihrer Kunst sehen, wählt ein Thema, das ihm gestattet, außer sich zu sehen, was ihn innerlich beschäftigt, — und verlangt daher mit Absicht eine gewisse Rede, worin die Ermordung des Königs Priamus und der Schmerz seines Weibes Hekuba erzählt wird. Schon die düstern Waffen und der rauhe Vorsatz des Pyrrhus ergreifen seine Phantasie, noch mehr der ungleiche Kampf zwischen dem Greisen und jenem Wütherich, unter dessen Bild ihm der tückische Oheim vorschwebt. Wie er dazu kommt, Hekuba's Jammer mit dem Hochzeits-

jubel seiner Mutter im Gedanken zu vergleichen, wie er die Rührung des Schauspielers wahrnimmt, da fühlt er sich tief erschüttert; es drängt ihn, allein zu sein; er entläßt seine Umgebung freundlich, aber mit einer gewissen Hast. Sein Seelendrama rückt zum dritten Monologe vor, in welchem er endlich, zwar nicht den letzten und wichtigsten, aber doch einen Entschluß faßt. Wir müssen uns hüthen, Hamlets Selbstanklage in ihrer ganzen Schärfe gegen ihn zu kehren. Ideale Naturen wie er vergöttern oder verwerfen sich, beides im Uebermaße. Das edle Gemüth übertreibt in Augenblicken der Verzweiflung, wenn es sich beschuldigt. Von Schmerz übernommen vergißt Hamlet in seinem schönen, ihn ehrenden Zorn vorerst ganz, was ihn eigentlich gehemmt habe, und kommt erst wieder darauf zurück, als der Strom seiner Empfindungen zu versiegen beginnt. Er schilt sich einen Träumer, der von seiner Sache nicht erfüllt ist, während jener Komödiant um Hekuba, die er nie sah und liebte, Thränen vergießt, — einen stumpfen, thatlosen Wicht, nicht aber einen schmachgemuthen, wie Schlegel, oder mattgeherzten, wie Ortlepp übersetzt. Das englische Attribut bezeichnet das Aussehen einer Sache, die, weil nicht gebraucht, vom Schimmel überzogen wird. So kann auch der v o r t r e f f l i c h s t e Stahl v e r r o s t e n.

Jetzt streift Hamlet ganz nahe an den Weg, den er einschlagen sollte, den der öffentlichen Anklage und Tödtung, wenn er fragt: was jener Schauspieler thäte, hätte er den Antrieb und das Stichwort zu der Leidenschaft wie er? Er würde die Bühne mit Thränen ersäufen, das Ohr der

Menge mit grauser Anklage spalten, den Schuldbeladenen wahnsinnig machen, den Schuldfreien (*free* hier in dem Sinne, wie etwa Schiller in den „Kranichen des Ibykus" sagt: Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle!) in Erstaunen setzen, die Nichtsahnenden verwirren, ja des Auges und Ohres Fassungskraft betäuben. O möchte sich doch Hamlet selbst, dessen Rednergabe gerühmt wird, wie Antonius an Cäsars Leiche an das Volk wenden! Vielleicht, — wenigstens erwacht der Träumer und erfaßt das Mittel, durch das er den Oheim bis ins Leben prüfen will. Er wählt diesen Weg um so eher, da er kurz zuvor selbst die Wirkung lebendiger Dichtung und Vortragsweise an sich erfahren hat. So hofft er Grund zum fernern Rachewerk, zu erhalten, der sicherer ist, als die zweideutige Erscheinung. Wir sind immerhin um einen bedeutenden Schritt weiter und dem Ziele näher gerückt. Mögen gleich die Boten aus Norwegen dem Tyrannen die Kunde neugesicherten Friedens bringen; gefährlicher als jeder äußere Feind naht sich ein innerer und spielt den Kampf in die Brust des Mörders.

Die wichtigste Stelle im Drama, zugleich diejenige, auf der unsere Auffassung fußt, ist Hamlets vierter Monolog. Er besteht aus zwei Theilen. Der erste enthält eine Erörterung über die Zulässigkeit des Selbstmords. Shakspeare hat bei Behandlung dieser Frage stets den jeweiligen Zeitgeist im Auge gehabt. Auf die Frage des Cassius, was Brutus im schlimmsten Falle zu thun Willens sei, entgegnet dieser Stoiker:

Ganz nach der Vorschrift der Philosophie,
Wonach ich Cato um den Tod getadelt,
Den er sich gab (ich weiß nicht, wie es kommt;
Allein ich find' es feig' und niederträchtig,
Aus Furcht, was kommen mag, des Lebens Zeit
So zu verkürzen), will ich mit Geduld
Mich waffnen und den Willen hoher Mächte
Erwarten, die das Irdische regieren.

Dagegen glaubt Cassius, der sich der Lehre des Epikur zuneigt:

Ja, wer dem Leben zwanzig Jahre raubt,
Der raubt der Todesfurcht so viele Jahre.

An einer andern Stelle, wo er vernimmt, Cäsar werde gekrönt werden, sagt derselbe:

Ich weiß, wohin ich diesen Dolch dann kehre,
Denn Cassius soll von Knechtschaft Cassius lösen.
Darin, ihr Götter, macht ihr Schwache stark,
Darin, ihr Götter, bändigt ihr Tyrannen:
Noch felsenfeste Burg, noch eh'rne Mauern,
Noch dumpfe Kerker, noch der Ketten Last,
Sind Hindernisse für des Geistes Stärke.
Das Leben, dieser Erdenschranken satt,
Hat stets die Macht, sich selber zu entlassen.

Casca entgegnet:

So trägt ein jeder Sklav' in eig'ner Hand
Gewalt, zu brechen die Gefangenschaft.

Die christliche Imogen ruft im „Cymbeline" aus:

— Gegen Selbstmord
Gibt's ein so göttliches Gebot, das mir
Die schwache Hand erbebt. —

Tiek hat abweichend von der allgemeinen Ansicht, daß der Monolog mit einer Reflexion über den Selbstmord be=

ginne, behauptet: „Hamlet suche zu ergründen, warum es ihm denn so schwer falle, die von ihm geforderte That auszuführen.“ Der Monolog solle mit dem frühern: Bin ich eine Memme? zusammenhängen und eigentlich diese Frage zu lösen suchen: Soll ich dieses Leben länger tragen oder den König tödten, selbst auf die Gefahr hin, daß ich mein Leben einbüße? Sein oder Nichtsein? Was ist edler, Geduld oder Thatkraft? Um den Monolog so und auch dann gewiß nur höchst mühsam auslegen zu können, muß vorausgesetzt werden, daß Hamlet bei Tödtung des Königs sein Leben auf das Spiel setze und diese Gefahr bedenke. Hamlet, der beim Volke so beliebt ist? Hamlet, der sein Leben keine Nadel werth hält? Gewisse Bedenken, die Tiek zu seiner Sondermeinung veranlaßten, werden im Laufe unserer Entwicklung dieses berühmten Selbstgespräches berücksichtigt werden. Eine in das Einzelne entgegenstehender Ansichten eingehende Kritik können wir ersparen, wenn es uns gelingt, unsere Erklärung als eine mit dem Hauptcharakter und dem Gange der Dichtung übereinstimmende und zugleich in sich konsequente nachzuweisen. Allerdings ist das, was wir hier geben, nur ein Versuch, bei dem unsere Feder um so ängstlicher ist, je größer die Autorität Tieks und je unbedeutender der Schreiber dieser Zeilen ist. Mögen sie wenigstens den Stempel eines ernstgemeinten Strebens an sich tragen.

Wir werden in dieser Szene in Hamlets stereotypes Philosophiren eingeführt, denn er pflegt ja oft stundenlang so beschäftigt in der Gallerie auf und ab zu wandeln. Der

Kernpunkt des Auftritts ist die zweite Hälfte, wo der Held zu der klaren Erkenntniß dessen kommt, was ihn bisher hemmte. Die erste Hälfte ist nur Vorbereitung, dient gleichsam zum Beispiele, wie Hamlet philosophirt. Die Art seines Reflektirens ist ein Abwägen zweier Gedanken, die er in allen ihren Beziehungen und Folgen bis auf die letzte Spitze verfolgt. Daß Hamlet gerade jetzt zu jener Erkenntniß kommt, ist wohl begründet. Im Helden selbst, denn er hat bereits im vorhergehenden Monologe begonnen, sich zu prüfen und um die Ursache seines Träumens zu fragen; im Gange der Dichtung, denn, da er dem Schauspiele und somit dem Wendepunkte der Tragödie sich nähert, ist gerade jetzt der passende Ort, wo er Rechenschaft über sein bisheriges Zaudern geben und uns einen Einblick in seine Seele gestatten mag. Zu seinen bisherigen schmerzlichen Erfahrungen über die Welt um ihn her ist nun eine neue und zwar innere gekommen, die seines kranken Seelenzustandes. Er muß sich nun unglücklicher als je fühlen und kann sich wol fragen, ob er länger dieses Leben tragen oder die Last von sich werfen wolle. Er ist auf der Höhe seiner verzweifelten, umnachteten Lage. Der Gedanke an das Theater erhöht nur seine Aufregung und läßt ihn um so mehr ewige Vergessenheit ersehnen, die Ruhe des Grabes, als die nächste Zukunft — der Entscheid der Probe mag ausfallen, wie sie will — nichts Glückliches verspricht. Die Vorstellung des Selbstmords ist ihm überdies keine fremde, er hegte sie vorübergehend schon im Beginne des Drama, da er seine Leiden erst zum kleinsten Theile kannte. — Er tritt

mitten in seinem Nachdenken auf; seinen Worten: Sein oder Nichtsein? dürfte ein Rückblick auf seine Vergangerheit und ein Seufzer über diese Gegenwart vorangegangen sein. Plötzlich sieht er zwei Bilder vor sich, das zurückstoßende des unstäten friedelosen Lebens und das einladende des Todes, der uns seine Arme entgegenstreckt, fälschlich Rettung verheißend.

Ich glaube dem Geiste meines Dichters näher zu kommen, wenn ich an die Stelle der Gedankenstriche und Punkte hier Fragezeichen treten lasse, denn dann tragen die einzelnen Sätze weniger das Gepräge von festen Aussprüchen, mehr das von zweifelhaft sich selbst vorgelegten Fragen.

„Sein? — — oder Nichtsein? — — Leben oder Enden? — Das ist die Frage! Ist es würdiger für uns, zu dulden die Schlingen und Pfeile des schmachanthuenden Geschicks — ? — oder die Waffen zu ergreifen gegen eine See von Qualen und durch Widerstand sie enden? —"

Die beiden letzten Fragen sind nur eine Umschreibung der an der Spitze stehenden. Der Ausdruck: „opposing, Widerstand", bewog Tiek zu seiner obenangeführten Annahme, daß es sich hier um ein Unternehmen gegen den König handle. Greift denn nicht auch der Selbstmörder zu der Waffe? Ist er es nicht, der in Wahrheit die irdischen Qualen endet? Leistet nicht auch er Widerstand? wenigstens ist er kein Dulder. Solche bildliche Ausdrücke muß man bei Shakspeare hinnehmen oder, wenn man zu tadeln beginnt, lieber die weit verfänglichere Stelle: „sich gegen eine See waffnen", in Angriff nehmen. Noch Eine Frage.

Würde denn Hamlet durch den Mord des Königs sein Leben in Zukunft vor allen Schicksalspfeilen sicherstellen?

„Sterben? — Schlafen? — Nichts weiter? — und zu wissen, daß ein Schlaf das Herzweh und die tausend Stöße endet, die Erbtheil des Fleisches sind, ist es nicht eine Vollendung (consummation; man denke an das Wort Christi am Kreuze: consummatum est, es ist vollendet), die innigst zu wünschen? — Sterben? — Schlafen? —"

Hamlets Phantasie führt geschäftig das Gleichniß weiter. Das Träumen liegt nahe. Wir erinnern uns hier an Ophelia's Ausruf: Ach Herr, wir wissen wol, was wir sind, aber nicht, was wir werden können. „Schlafen? — Vielleicht auch träumen? — da ist der Stein des Anstoßes; denn was für Träume in diesem Todesschlafe kommen mögen, wenn wir das Gestürme des Lebens abgeschüttelt haben, das veranlaßt uns, stillzustehen. Das ist das Bedenken, die Drangsale lang leben läßt, denn wer würde die Geißel und den Hohn der Zeit ertragen, des Unterdrückers Unbill, des stolzen Mannes Beschimpfung, das Bangen verschmähter Liebe, den Aufschub des Rechts, den Uebermuth der Aemter und die Fußtritte, die duldendes Verdienst von dem Unwürdigen empfängt, wenn er selbst den Rechnungsabschluß (quietus, unser quitt?) machen könnte mit einer bloßen Pfrieme? (Hier ist doch deutlich von Selbstmord die Rede.) Wer wollte Lasten tragen und grunzen und schwitzen unter einem mühebeladenen Leben? Wenn nicht die Furcht vor Etwas nach dem Tode, vor dem unentdeckten Land, aus dessen Gränzen kein Wanderer wiederkehrt (der Geist des

Vaters gehört noch halb dem Diesseits an), den Willen irrt und uns lieber die Uebel, die wir haben, tragen macht, als Zuflucht suchen bei andern, von denen wir keine Kenntniß haben."

Hier ist die Reflexion über den Selbstmord zu Ende; der zweite Theil ist ein allgemeiner Gedanke, der mit dem Vorhergehenden insofern zusammenhängt, als dies ein Beleg zu der folgenden schwerwiegenden Wahrheit ist. Wenn man daher, die Schlußverse anziehend, behauptete, es könne hier nicht von Selbstmord die Rede sein, denn dieser sei kein „Unternehmen voll Mark und Nachdruck", so hat man eben die universelle Bedeutung dieser Stelle übersehen. Es ist von Unternehmungen überhaupt, die Entschlossenheit fordern, die Rede, und zu solchen kann gewiß mancher Selbstmord, wenn auch als solcher sittlich verwerflich, zählen. Noch sei bemerkt, daß auch wir uns nicht entschließen können, conscience mit „Gewissen" zu übersetzen, wozu weder der Zusammenhang der Rede noch der des Drama berechtigen würde. Shakspeare meinte „**Bewußtsein**", die Denkkraft, welche theils durch Zweifeln, theils durch allzu scharfsinniges Erwägen des Ausganges den raschen Entschluß lähmt; Beides ist im Seelenzustande Hamlets begründet. Diese Auffassung paßt gewiß mehr zu dem Ganzen der Dichtung, als das plötzliche Hereinziehen des Gewissens.

„Das Bewußtsein macht aus uns Allen Feige; in Folge dessen wird die ursprüngliche Farbe der Entschlossenheit mit dem blassen Anstrich des Gedankens überkränkelt, und Un=

ternehmungen von Mark und Bedeutung biegen bei dieser Umschau (bei dem alles Bedenken) von der Bahn ab und verlieren so den Namen That."

Hier ist der Schlüssel zum Räthsel der Thatlosigkeit Hamlets; nicht Leidenschaft der Liebe hemmt ihn, wie Sievers darstellt, auch nicht ein Streben nach absoluter Reinheit des Handelns, wie Rötscher und theilweise auch Ulrici entwickelt, — im Momente, wo Hamlet den betenden König trifft, wird er doch nicht von einem frommen Gedanken zurückgehalten? ebenso wenig beim Selbstmorde durch die Stimme des Gewissens, sonst würde er wol erwähnen, daß dem Selbstmörder kein christlich Begräbniß zukommt, — auch nicht Schwäche des Willens, wie Goethe und Gervinus wähnten.

Noch Eines. Durch Selbstvernichtung hätte sich Hamlet auch der ihm aufgetragenen That, dem Rufe des Schicksals entziehen können. Es geschieht nicht, denn dieselbe Eigenthümlichkeit seines Denkens, die ihn vom Vollzuge der Nothwendigkeit bisher abhielt, hindert ihn auch, ihr zu entgehen. Der Entschluß zu leben macht es nun möglich, daß er auf eine edlere, ihn läuternde Weise sich seiner Pflicht und eines leidenvollen Lebens entledigen kann. Die spätere Wirklichkeit der That spricht für die in Hamlet vorhandene, nur momentan gehemmte Möglichkeit und ist daher das Kriterium unserer versuchsweise hier niedergelegten Auffassung.

XVI.

Ajas — Faust — Karl Moor.

Wir können nicht umhin, dieses berühmte Selbstgespräch mit drei andern Monologen, die sich gleichfalls auf Selbstmord beziehen, zusammenzustellen und zu vergleichen. Zuerst ziehen wir jenen herrlichen des Ajas beim Sophokles an und theilen ihn hier in der Uebersetzung von Stollberg mit, obwohl dieselbe nicht das Original erreicht. Da Ajas, als einer der ersten Griechenhelden vor Troja berühmt, nicht mehr mit Ehren leben zu können fürchtet*), entschließt er sich zum Todesgange, stößt sein Schwert in die Erde und spricht es, ehe er sich in dasselbe stürzt, als seinen Freund an:

Da steht, bereit zum Mord, mein scharfes Schwert:
Wen es gelüstet, der mag prüfend schau'n!
Die Gabe Hektors, der von Allen mir
Der Hassenswürdigste im Leben war!
Da steht es, in des Feindes Erde, frisch —
Gewetzt vom Steine, der das Eisen schärft:
Ich hab' es selbst geschmückt und eingepflanzt,
Und bald, mein bester Freund, gewährt es mir
Den schnellen Tod. Wohlan, ich bin bereit. —
Dich Zeus, dich Ersten! fleh' ich an, wie sich's
Gebührt, sei meine Hülfe, sei mein Schutz!
Nicht große Gabe bitt' ich, Gott, von dir:
Send' einen Boten, der das Unglückswort
An Teukros sage, daß nur er es sei,

---

*) S. Jenisch, Vorlesungen über die Meisterwerke der griechischen Poesie. Berlin 1803, I. 253.

Der mich, wenn ich ins blutgetränkte Schwert
Gesunken bin, zuerst erheb', auf daß
Von meinen Feinden keiner mich vorher
Erblick' und mich zum Raub der Vögel und
Der Hunde werfe! Dieses fleh' ich, Zeus,
Von dir, und fleh' auch ihn, der aus der Gruft
Die Schatten führet, Hermes, daß er mich
Mit einem unerschrocknen, leichten Schwunge
Dorthin geleite, wenn dies Herz nun bricht.
Die Rachegöttinnen, sie, die jede Noth
Der Menschen seh'n und schnelles Fußes nah'n,
Die grau'nerfüllten, ewgen Jungfrau'n ruf'
Ich an zu Helferinnen, daß sie schau'n,
Wie Atreus Stamm mich ins Verderben stürzt,
Daß sie die Frevler, Allverderber, mit
Der Rache Hand ergreifen, wenn sie mich
Im Selbstmord sinken seh'n! auch jenen sei's
Bestimmt, durch Selbstmord und gezwungen
Durch ihrer liebsten Kinder Frevel, so
Zu sterben! — Eilet, Rächerinnen, eilt,
Ha, kostet von des ganzen Heeres Blut
Und schonet keinen, keinen! Dir, o Gott,
Der du auf hoher Himmelsbahn daher
Den Sonnenwagen fährst, wenn du mein Land
Erblickst, so zeuch die goldnen Zügel an
Und gib von meinem Tod und meiner Qual
Dem alten Vater Botschaft und auch ihr,
Die mich gebar, die Unglückselige,
Ach, die gewiß, wenn sie die Sage hört,
Die ganze Stadt mit Jammerklag' erfüllt. — —
Doch — meine leeren Seufzer sind umsonst
Und s c h n e l l e E i l' e r f o r d e r t m e i n e T h a t!
O Tod, o Tod, erschein' und schau mich an:
Dort unten bin ich bald dein Mitgenoß!
Und du o Glanz des Stralentages, du,

Des Sonnenwagens Lenker, höre mich
Zum letzten Mal! nie fleh' zu dir ich mehr:
O Licht! o Salamis, geweihter Boden,
Du Heimatsland, o väterlicher Herd,
Der Götter ruhmgekrönte Stadt Athen!
Und ihr Genossen meiner Jugend, Flüsse
Und Quellen, und ihr Fluren Ilions!
Euch ruf' ich an! Lebt wohl, o meine Aeltern!
Dies ist das Letzte, was euch Ajas sagt,
Den Schatten in dem Hades sag' ich mehr. —

Mit diesen Worten fällt er in sein Schwert.

Vergleichen wir die Monologe Hamlets und des Ajas, so ist schon der Ausgangspunkt ein wesentlich verschiedener. Jener deutet nicht die bestimmte Absicht an, er wolle sich nun tödten, und geht dann etwa davon ab; er macht vielmehr den Selbstmord zum Thema einer philosophischen Untersuchung. Statt seiner besondern Lage vorwiegend zu gedenken, verallgemeinert er auch jetzt, als ob er die Frage nicht mit Anwendung auf sich, sondern im Namen der gesammten Menschheit zu lösen hätte. Er führt daher auch nicht seine Leiden genauer auf, sondern malt den Druck, der auf dem ganzen Menschengeschlechte lastet. Treu diesem Hange, sein Ich zum Weltganzen zu erweitern, seine Gefühle zu allgemeinen zu stempeln, schreibt er nicht blos sich, sondern uns — uns Menschen — die Blässe des Gedankens zu. Nicht so Ajas. Im vollen Gefühle seines Leidens verzichtet er darauf, länger dieser schönen Erde, dem Lichte, der Hoffnung, seine Heimat wieder zu sehen, leben zu sollen. Er beginnt nicht nur mit dem schon fertigen Entschlusse, sich zu tödten, sondern sieht das ihn erwartende Schwert

bereits im Boden befestigt. Bei ihm ist nirgends Reflexion, sondern Alles ist Empfindung. Hamlet gedenkt des Claudius nicht mit Namen, wenn dieser ihm schon unter der unbestimmten Bezeichnung „Unterdrücker" vorschweben mag; Ajas flucht dem Stamme des Atreus und ruft die Rachegöttinnen auf. Hamlet sieht auf der Erde nichts, das ihn fesseln könnte; von dieser Seite hielte ihn nichts zurück: Ajas wird hingegen nur durch die Erinnerung an Vater und Mutter, an die Genossen der Jugend, an die Stätte der Kindheit für einen Augenblick zu leeren Seufzern veranlaßt; ihm ist das Diesseits noch Etwas. Das Jenseits schreckt ihn nicht, — er hat nur die Besorgniß, sein Leichnam könnte den Feinden in die Hände fallen, — wol aber Hamlet. Der Grieche hält schlicht an seinem Glauben und erwartet gar nichts Anderes, als dort bei den Schatten es so zu finden, wie Priester und Dichter der Griechen die Unterwelt malen. Nicht so Hamlet, der, seitdem er zu zweifeln begann, auch die gläubige Beziehung zu der Religion verloren haben muß. Der Gedanke an Selbstmord in der Seele des Christen — der allein schon — beweist den Verlust des Vertrauens an die Vorsehung; und was ist der Christ noch ohne dieses Vertrauen? Da Hamlet das Jenseits seiner Kirche nicht mehr unbedingt annimmt, so zweifelt und schwankt er. Hamlet und Ajas zürnen über sich, daß sie sprechen, statt zu handeln („schnelle Eil' erfordert meine That"); aber während ersterer in einem allgemeinen Ausspruch dies als eine Eigenthümlichkeit des ganzen Geschlechts darstellt, wirft sich dieser rasch dem Tode in die

Arme. Der griechische und der moderne Geist sprechen höchst charakteristisch aus den beiden eben verglichenen Stellen. Damals waren die Ufer des Denkens und Handelns durch eine feste Brücke verbunden; das Christenthum, das den Menschen zum Ersatze für die entgötterte Außenwelt eine reiche Innenwelt aufschloß, zerbrach jene. Welchen Kampf mit dem reißenden Strome hat nun der Gedanke zu bestehen, ehe er That wird! —

Hören wir nun Faust. Zuerst spricht er seinen festen Entschluß aus:

Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.
Ein Feuerwagen schwebt auf leichten Schwingen
An mich heran! Ich fühle mich bereit,
Auf neuer Bahn den Aether zu durchdringen,
Zu neuen Sphären reiner Thätigkeit.
Dies hohe Leben, diese Götterwonne!
Du, erst noch Wurm, und die verdientest du?
Ja, kehre nur der holden Erdensonne
Entschlossen deinen Rücken zu!
Vermesse dich, die Pforten aufzureißen,
Vor denen jeder gern vorüberschleicht.
Hier ist es Zeit, durch Thaten zu beweisen,
Daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht.
Vor jener dunklen Höhle nicht zu beben,
In der sich Phantasie zu eigner Qual verdammt,
Nach jenem Durchgang hinzustreben,
Um dessen Mund die ganze Hölle flammt;
Zu diesem Schritt sich heiter zu entschließen,
Und wär' es mit Gefahr, ins Nichts dahin zu fließen.

Der Beweggrund zum Selbstmorde ist hier gerade dem bei Hamlet entgegengesetzt. Faust will um des unbekannten

Jenseits willen dem Diesseits entfliehen, Hamlet flieht aus gleichem Grunde zum Diesseits zurück. Faust will höheres Wissen, Hamlet sucht im Tode Vergessenheit und tritt zurück bei der Vorstellung, der Tod sei zwar ein Schlaf, aber vielleicht auch mit Träumen verbunden. Für diesen war der Gedanke an Selbstmord ein geistiges Sinken, für Faust gewissermaßen noch ein Aufschwung: er will die Natur, die sich ihm verschließt, gewaltsam entriegeln. Er könnte dies nicht hoffen, wenn er nicht von der Idee unserer Unsterblichkeit und von der Ahnung, daß wir nach dem Scheiden von dieser Erde in eine höhere Geisterreihe eintreten, durchdrungen wäre. Was auch kommen mag, er will es wagen. Faust kann da Wonneschauer empfinden, wo unsern Helden ein kaltes Grauen überläuft.

Der Hinblick auf das Jenseits hält diesen von seinem letzten ernsten Schritte ab; Faust tritt dagegen von seinem Vorhaben zurück, weil die Osterglocke ihn an das Schöne des Diesseits, an die Jugend, an die Frühlingsfeier der Natur mahnt.

> Erinn'rung hält mich nun mit kindlichem Gefühle
> Vom letzten ernsten Schritt zurück.
> O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
> Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder. —

Höchst interessant ist der Vergleich zwischen dem Monologe des Karl Moor und dem in unserm Drama. Man hat Schiller vorgeworfen, daß er in jenem diesen nachgeahmt habe; mit Unrecht, wenn er gleich von diesem angeregt worden sein mag. Wir werden sehen, daß Karl

Moor da anhebt, wo Hamlet geendet hat. Er ist mit letzterm darin verwandt, daß er Philosoph ist und Opfer eines grauenvollen Verhängnisses wie dieser; er geht nicht wie Faust aus bloßem Wissensdurst an den letzten Schritt, sondern hat in der That keine Erinnerung mehr, die ihn an die Erde fesselt. Amalia hält ihn so wenig zurück, wie den Ajas der Gedanke an die Heimat; gleich diesem ist er Leidenschaft und spricht aus seiner subjektiven Lage heraus, ohne seine Gedanken zu verallgemeinern. Mit Faust theilt er hinwieder die Unerschrockenheit vor Dem, was dort sein und kommen mag.

Karl tritt bestimmter als Hamlet mit dem Vorsatze des Selbstmordes auf; nur Eines ist für ihn ein „Stein des Anstoßes." Hamlet würde vor dem Tode nicht zittern, wenn er ein Schlaf ohne Träume wäre. Karl bebt jedoch bei dem Gedanken, es könnte wirklich aus sein mit dem letzten Odemzuge. Er fürchtet demnach nicht das Sein eines Jenseits, vielmehr das Nichtsein eines solchen. Soll denn dieses Leben nichts sein, als ein schales Marionettenspiel? Er sucht nun nach Beweisen der Unsterblichkeit. Er denkt wie sein Zeitgenosse Kant, dieser Geistesbruder Schillers, und macht die Fortdauer der Seele zu einem Postulat der reinen praktischen Vernunft. Wenn für ihn das Ideal einer unerreichten Vollkommenheit, das wir unleugbar in uns tragen, bedeutungsvoll ist, denken wir dann nicht an Kants Lehre, daß Vollkommenheit unsere Aufgabe und gleichwol kein vernünftiges Wesen der Sinnenwelt in irgend einem Zeitpunkte seines Daseins dieser

Vollkommenheit fähig sei? Daß sie nur in einem in das Unendliche gehenden Progressus angetroffen werden könne, — daß endlich dieser unendliche Fortschritt eine unendliche Fortdauer desselben vernünftigen Wesens voraussetze? Vom empiristischen Standpunkt sieht Karl auch in unserm heißen Hunger nach Glückseligkeit, in der göttlichen Harmonie der Natur, in der zwar die Formen untergehen, aber die Stoffe fortbestehen, Beweise der von ihm ersehnten Unsterblichkeit, vorzüglich in jenem Wunsche eines ununterbrochenen Wohlseins, denn er selbst sei ja noch nicht glücklich gewesen.

Eine Pause tritt ein. Während dieser fährt derselbe Gedanke durch seinen Kopf, der Hamlet beunruhigte, — „was in dem Schlaf für Träume kommen mögen!?" Die Möglichkeit, die Geister der von ihm Erwürgten dort zu sehen, schwebt ihm vor; sie soll ihn nicht abhalten. Im Bunde mit Faust, der auch der ängstlichen Phantasie spottet, spricht er, fast als sähe er — oder wenigstens sein Dichter — auf Hamlet hin: „Fremdes, nie umsegeltes Land! — Siehe, die Menschheit erschlafft unter *diesem* Bilde, die Spannkraft des Endlichen läßt nach, und die Phantasie, der muthwillige Affe der Sinne, gaukelt unserer Leichtgläubigkeit (frühere Lesart: unserm Kleinmuth) seltsame Schatten vor. — *Sei wie du willst*, namenloses Jenseits — bleibt mir nur dieses mein Selbst getreu. — Sei wie du willst, wenn ich nur mich selbst mit hinübernehme — Außendinge sind nur der Anstrich des Namens (frühere und vielleicht bessere Lesart: *Farbe des Geistes*, wie Hamlet

sagt: „Nichts ist an sich gut oder böse; das Denken macht es erst dazu“). — Ich bin mein Himmel und meine Hölle.“

Mit kühner Phantasie malt er sich das Aergste vor, das ihn erwarten könnte: es soll ihn nicht schrecken. Und wenn er in einer Wüste allein sein und so eine Ewigkeit zubringen müßte — er wollte die Oede mit seinen Gedanken bevölkern — oder wenn er auch im künftigen Leben Elend treffen müßte und gleiches Loos von Stufe zu Stufe — ihm bliebe ja die Freiheit, sich zu befreien wie jetzt! Die könnte man ihm doch nicht nehmen.

Schon geht er an das Werk. Plötzlich hält er inne. Die Frage an sich selbst: „wie, die unbekannten Uebel fürchtest du nicht, aber die bekannten fliehst du?“ lag nahe. „Und soll ich vor Furcht eines qualvollen Todes sterben? — Soll ich dem Elend den Sieg über mich einräumen? — Ich will dulden. Die Qual erlahme an meinem Stolze. Ich will's vollenden.“ Es ist zwar ebenfalls kein religiöses Motiv, das ihn bestimmt, in das Leben zurückzukehren, denn er gedenkt der Pflicht nicht, die uns an unsere Bestimmung knüpft, aber es ist doch ein des Mannes würdiges. In diesem Sinne sagt Kant in der Tugendlehre: „Aber eben dieser Muth, diese Seelenstärke, den Tod nicht zu fürchten und etwas zu kennen, was der Mensch noch höher schätzen kann als das Leben, hätte ihm (dem Stoiker, der sein Leben verließ, wie ein Zimmer, das raucht) ein um so viel größerer Bewegungsgrund sein müssen, sich, ein Wesen von so großer, über die stärksten sinnlichen An=

triebe gewalthabenden Obermacht, nicht zu zerstören, mithin sich des Lebens nicht zu berauben.“ —

So haben uns die vier größten Tragiker aller Zeiten das eigenthümliche Schauspiel gewährt, vier Helden von Bedeutung mit der Lösung derselben inhaltsschweren Frage beschäftigt zu sehen, der Frage: Sein oder Nichtsein? Nur der Grieche entscheidet für den Tod, die drei christlichen Dichter für das Leben.

XVII.

Der Wendepunkt der Dichtung.

Shakspeare bereitet dadurch, daß das Schauspiel zur Entlarvung des Königs führt, der dramatischen Poesie einen Triumph. Schiller, der in den „Künstlern“ sagt:

„Vom Eumenidenchor geschrecket
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Loos des Todes aus dem Lied —“

hat in seinen „Kranichen des Ibykus“ einen ähnlichen Sieg des Drama verherrlicht, indem er die Mörder durch das Eindringende der Dichtung und das Anschauliche der Darstellung so erschüttert werden läßt, daß sie sich beim Anblick eines eben vorbeifliegenden Kranichzuges, der ihnen der frühergesehene zu sein scheint, verrathen. Man würde Schiller mißverstehen, wenn man die Entdeckung des Mordes allein dem Erscheinen der Vögel zuschriebe. Nur dadurch, daß die

tragische Kunst die Gemüther gerade erschüttert, die Idee ewiger Gerechtigkeit verkündigt und in Gestalt der Eumeniden verkörpert hat, ist der erschreckte Ausruf erklärbar: daß Ankündigung der Rache und das Erscheinen der (vermeinten) Zeugen der That so zusammentreffen, das entscheidet.

Hamlet hat sein Drama fast der Wirklichkeit abgeschrieben, alle Einzelnheiten bis auf die dreißig Jahre der Ehe treffen zu. Er zielte aber nicht blos auf den Mörder —

Es brüllt um Rache das Gekrächz' des Raben —

sondern er läßt sich selbst durch den Schauspieler, der im kleinen Theater eigentlich den Vater, den ruchlos gemordeten, darstellt, ermahnende Worte zurufen, ganz in der Art, als ob er diese unmittelbar nach jenem Monologe am Ende des zweiten Aufzuges geschrieben hätte. Sie schärfen uns die Durchführung unserer Vorsätze ein, sie warnen vor rasch auflodernder, aber gleich schnell verlöschender Leidenschaft. Sie strafen den Witz des Menschen, der mittelst des Gedankens die Dinge zu lenken glaubt, denn:

Our wills, and fates, do so contráry run,
That our devices still are overthrown;
Our thoughts are ours, their ends none of our own.

Unsere Willen und die Geschicke rennen so gegeneinander, daß unsere Pläne immer über den Haufen gerannt sind; unsere Gedanken sind unser, ihr Ausgang ist nicht unser eigen.

Sie sprechen endlich das Thema aus, auf dem die Verwicklung des Drama beruht, und das erst in der Katastrophe

eine wohlthuende Lösung findet: „die Freiheit des Menschen und die höhere Nothwendigkeit stehen sich gegenüber,“ oder wie der Dichter sagt, unsere Willen und unsere Geschicke. Dieses bezieht sich auf Hamlet wie auf Claudius. Fortinbras wird im Gegensatz zu ihnen wie im Sturme sein Ziel erreichen, da er sich, ohne zu widerstehen oder zu übereilen, von dem Wellenzuge der Geschichte an sein Ziel tragen läßt.

Das Schauspiel, das — weil ein Schauspiel im Schauspiele — von diesem durch erhöhten, veralteten Stil abzustechen sucht und den Ton der Erzählung von Priamus und Hekuba anschlägt, erreicht seinen Zweck. Der König geräth in Verwirrung, er springt auf und ruft nach Licht. Hamlet kann sich diesen Ruf ersparen, er hat nun Licht! Jetzt ist der Moment da, wo er handeln soll. Sein ganzes bisheriges Zaudern ist, weil erklärbar, verziehen, wenn er nun dem Rufe des Schicksals und der eigenen Erkenntniß folgt. Jetzt soll und kann er ihn öffentlich anklagen und den verwirrten Bösewicht vor dem ganzen Hofe niederstoßen. Schiller nennt mit Recht den Entschluß im entscheidenden Augenblicke das köstliche Geschenk des Himmels. Hamlet versäumt den rechten Augenblick und läßt die Maus entschlüpfen. Warum versäumt er ihn aber? Aus dem grauenerregenden Jubel, den Hamlet bei der Entlarvung des Königs ausstößt, — er lacht und ruft nach Musik, nach Flöten, singt und thut sich auf sein Schauspiel Etwas zu gute — kann man auf die entsetzliche Last zurückschließen, unter der er bisher keuchte. Die Qual des Zweifels fällt plötzlich von

seiner Brust, er will Tausende auf das Wort des Geistes wetten, er athmet zum ersten Male wieder auf, er ist der peinigenden Unruhe und der fieberhaften Aufregung los, er hat — Gewißheit! Das, was er von außen erfuhr, ist nun seine eigene innere Erfahrung geworden. Alles, was ihn bisher hemmte, fliegt von ihm, er ist frei. Dieses Gefühl übermannt ihn jedoch so, daß der König bereits den Saal verlassen hat, ehe er zu einiger Besinnung kommt. Jetzt könnte er dem Mörder ein Rezept verschreiben —! Sein fünfter Monolog kündigt eine unheilvolle Stimmung an, eine lange niedergehaltene und jetzt emporstürmende Leidenschaft, eine erhitzte Phantasie, die Gräber öffnen und Höllenpforten sprengen sieht. Seine Denkkraft muß jetzt mit ihr ringen, damit er doch der Mutter schone, Dolche blos spreche, nicht brauche. —

Wie Hamlet hat auch der König jetzt einen Moment, wo er sich mit der sittlichen Nothwendigkeit aussöhnen könnte, den des Gebets, der freiwilligen Entsagung und Buße; er läßt ihn wie Hamlet ungenutzt vorübergehen. Er begeht nun wie Franz Moor neue Verbrechen, um die Früchte der alten zu sichern, — daß sein Anschlag gegen Hamlet wie jener gegen Karl Moor nicht gelingt, mildert seine Schuld nicht; unmittelbar nach dem Theater stellt er die Todesvollmacht aus, um die Furcht zu fesseln. Es ist ihm jedoch nicht wohl; die Zeit ist da, wo nach dem Rathschlusse des Höchsten die innere Selbstzerstörung des Bösen anhebt, wo die eigene Seele sich wie in zwei Lager theilt, die sich wüthend befehden.

Der Mensch möchte dann sich selbst entfliehen, aber er kann nicht, er trägt den verdammenden Richter in der eigenen Brust mit sich herum. „Ein anderes Antlitz, eh' sie geschehen, ein anderes zeigt die vollbrachte That."

Nicht leicht dürfte eine in religiöser Beziehung schönere dramatische Stelle gefunden werden als das Gebet des Königs. So lange er, in sich einheitlich, sein Ziel im Auge hatte, und die That zu vollziehen suchte, war er rasch und entschlossen; jetzt in sich zerspalten fängt er wie Hamlet zu schwanken an, nichtwissend, wohin er sich neigen solle. Er erkennt das Schmachvolle seiner That und erkennt auch den Weg der Rettung. Er kann Zweierlei thun, aber von beiden Möglichkeiten schließt eine die andere aus. Entweder er muß entschieden dem Bösen angehören und nicht einen Augenblick dem Gewissen Raum geben; oder, er muß entschieden umkehren, entsagen, büßen wollen. Thut er jenes, so befreit er sich nicht von dem Fluche des Himmels; thut er dies, so muß er seinen liebsten Erdengütern entsagen. Claudius kann nicht wählen, er möchte das Unmögliche: zugleich den Himmel und die Erde. Daher schwankt er und muß selbst sagen:

Und wie ein Mann, dem zwei Geschäft' obliegen,
Steh' ich in Zweifel, was ich erst soll thun,
Und lasse Beides. —

Hamlet wird seine Aufgabe nicht eher erfüllen können, als bis er Entsagung und Demuth lernt; so kann jetzt Claudius nicht beten, da er nicht zu entsagen vermag, und es ihm an wahrer Demuth des Herzens gebricht. Er betet

nicht aus ächter Reue, sondern aus Furcht und um den Wurm des Gewissens stumm zu machen. Er liebt nicht den Gott, zu dem er betet; er zittert nur wie ein Sklave, den die Peitsche erwartet, vor dem ewigen Richter, der unbestechlich ist. So verstrickt sich seine Seele, die sich frei zu machen ringt, nur noch mehr. Vergebens ruft er die Engel herbei und muß zuletzt gestehen, daß bloße Worte, wenn sie nicht aus dem Innersten kommen, nimmermehr zum Himmel eingehen. Erst jetzt, da er die bessere Stimme in ihm überhört und nicht Kraft genug hat, einen sittlichern Weg einzuschlagen, geht er vollends verloren. Nur für eine kurze Zeit hat ihn das Gebet gerettet, denn sonst würde ihn ja Hamlet durchstoßen haben; es hätte ihn aber für immer retten können. Mich hat diese Szene immer tief ergriffen, ja erbaut, und ich glaube, daß kein Dichter dem Gebete eine schönere Verherrlichung verschafft hat, als Shakspeare hier, wo er zeigt, daß zum Gebete wenig und doch so viel gehöre, daß die Worte nichts bedeuten, sondern Alles der Sinn, daß es aus dem Allerheiligsten, Tiefsten der Seele kommen muß, und daß der Betende es sogleich selbst empfindet, ob das Gebet ein wahres sei.

Hamlet, auf dem Wege zu der Königin, trifft den Mörder in betender Stellung. Dessen That ist geschehen, die seine soll geschehen. Beide machen in ihren Monologen einen Versuch, sich von der That zu befreien. Hamlet ist zu der Vernichtung des Gegners entschlossen, aber er denkt mehr an die Rache als die Sühne der Unthat; diese lag ihm ob, wenn ihn gleich der von irdischen Schlacken noch

nicht reine Geist auch zu jener anspornte. Er sollte Richter, aber nicht grausam sein. Die wahre Gerechtigkeit straft den Sünder, ohne sich an dessen Qualen zu weiden. Doch Hamlet ist sich gerade jetzt der Leiden des Vaters und der eigenen so lebhaft bewußt, daß er den Urheber dieser Leiden nicht blos für hier, sondern für alle Ewigkeit verderben will. Es ist kein Zeichen der Willensschwäche, daß er in diesem Augenblicke das Schwert sinken läßt; es gehört jetzt vielleicht mehr Stärke dazu, die Rache nochmals zu verzögern. Der Grund, aus dem er es thut, ist nicht etwa eine Entschuldigung vor sich selbst, eine Maske der Feigheit; denn gleich der folgende Auftritt beweist das Gegentheil: Hamlet stößt rasch nach der Tapete, hinter der er den König vermuthet. — Der erste Gedanke des Monologs, bei dem wir jetzt stehen, ist ein Thatgedanke: „Jetzt könnt' ich's thun." Schon nimmt ihn der Wille auf: „Jetzt will ich's thun." Schon holt er zum Streiche aus — da springt ein zweiter Gedanke dazwischen und hält den Arm auf: „soll er den Bösewicht, der den Vater in das Fegefeuer schickte, in der Reinigung der Seele, geheiligt, dem Himmel zusenden?" Nein, nicht betend, sondern in der Sünde soll der Verruchte gerichtet werden. Diese Verzögerung ist aber für Claudius keine Erlösung, sondern eine Arzenei, die nur die kranken Tage verlängert. (This physic but prolongs thy sickly days.) Hamlet hätte in diesem Momente denken sollen, was der König zu Laertes sagt:

-- — Was man will thun,
Das soll man, wenn man will; denn dies „will" ändert sich

Und hat so mancherlei Verzug und Schwächung,
Als es nur Zungen, Hände, Fälle gibt.
Dann ist dies „soll“ ein prasserischer Seufzer,
Der lindernd schadet.

Laertes, das Seitenbild zu Hamlet, sagt im Kontrast zu dieser Szene: er wolle seinen Gegner in der Kirche erwürgen. Es ist ihm, wie man sieht, um die That als solche, nicht um ihr Wie zu thun. — Man könnte vielleicht auch sagen, es sei ein guter Engel gewesen, der diesmal in Hamlets Schwert fiel; denn seine That hätte eher einem Meuchelmorde, als einem Gerichte ähnlich gesehen. Claudius wäre ohne öffentliche Entlarvung hinübergegangen, und Hamlet am Ende in den Verdacht verletzter Ehrsucht gekommen. Der König hat in seinem Selbstgespräche vor uns seinen Fehlern ins Gesicht ein Zeugniß ablegen müssen, aber nicht vor dem ganzen Lande. Ein nicht unwesentlicher Punkt, wenn ihn schon Hamlet nicht beachtet, wenigstens nicht ausdrücklich anführt! Mit tief aufgewühltem Gemüthe kommt er zu der Mutter und muß wol den tiefsten Schmerz empfinden, wenn sie ihn anklagt, er habe den Vater beleidigt, denn unter dem Vater meint sie hier den grausen Pyrrhus, welcher Hamlets Priamus erschlagen hat, der aber noch unglücklicher als der geschichtliche Priamus nicht einmal eine trauernde Hekuba hinterließ. Der Sohn kann sie daher mit größerm Rechte beschuldigen, sie habe den Vater beleidigt. Aus ihren Worten ersieht man, daß sie eine Beziehung der Dichtung zu den jüngsten Hofereignissen ahnt, doch versteht sie sie nur halb, denn — vom Morde nicht unter=

richtet — muß sie in dem Benehmen des Lucianus, der eine dreißigjährige Ehe stört, eine arge Verdächtigung gegen ihren zweiten Gatten sehen, der auf frevelhafte Weise einer Blutschuld geziehen wird. Sie selbst scheint vom Theater nicht sehr berührt worden zu sein, denn in ihrer abermaligen Vermälung sieht sie nichts Arges, vielmehr im Versprechen ewiger Treue etwas Unausführbares. Leicht, wie sie die Sachen nimmt, flieht sie jeden ernstern Gedanken über ihre Lage und sucht — es ist dies ein zuweilen im Leben angewendeter Kunstgriff — die Vorwürfe, die sie sich etwa machen möchte oder die ihr gemacht werden könnten, dadurch abzuschneiden, daß sie als Klägerin — gegen Hamlet — auftritt. Dieser will ihr nun einen Spiegel vorhalten, in welchem sie, obgleich sie sich „aus Leichtfertigkeit unwissend" stellt, ihr Innerstes erkennen soll. Dadurch erfüllt er einen Theil seines Auftrags, er macht das Gewissen der Mutter zu deren nun nimmer ruhenden Nemesis.

Eine Nemesis ereilt aber ihn selbst. Sein Pfeil fliegt über das Haus und trifft — einen Niederen; er tödtet Polonius, den er für einen „Höheren" nahm, wie der rasche Ausruf: „Ist's der König?" verräth. Jener Monolog unmittelbar nach dem Schauspiele, in welchem er sich zu beherrschen suchte, um bei der Mutter ruhig zu sein, erklärt durch seinen heftigen Ton die so eben erwähnte blutige That. Polonius ist das erste Opfer, das der todten Majestät gebracht wird; daß er nicht das letzte sein wird, prophezeit Rosenkranz:

— Der Majestät Verscheiden
Stirbt nicht allein; es zieht gleich einem Strudel
Das Nahe mit. Sie ist ein mächtig Rad,
Befestigt auf des höchsten Berges Gipfel,
An dessen Riesenspeichen tausend Dinge
Gekittet und gefugt sind: wenn es fällt,
So theilt die kleinste Zuthat und Umgebung
Den ungeheuern Sturz. Kein König seufzte je
Allein und ohn' ein allgemeines Weh.

Hamlet hätte jetzt den König unbedenklich getödtet, da es ihn empören mußte, denselben im Schlafgemache seiner Mutter, als Genossen des königlichen Bettes zu wissen, und da er ihn nicht mehr betend, sondern an der verächtlichen Stelle des Horchers getödtet haben würde. Aber der Himmel hat Claudius nicht für diese, sondern für eine öffentliche Strafe aufbehalten. Der geheimnißvollthuende Polonius dagegen verdient ein geheimnißvolles Ende hinter dem Vorhange und eine heimliche Bestattung. Daß Hamlet beim Anblicke des Bluts und zumal dieses hier nicht erwarteten Graukopfes, der doch immer der Vater seiner Geliebten ist, betroffen sein muß, ist leicht zu errathen, wie auch der Um- wird, stand, daß er jetzt noch lebhafter in die Königin bringen um ein Bekenntniß zu erlangen und sie dadurch zum Schweigen zu bringen, wenn sie ihm den raschen Dolchstoß noch länger vorhalten wollte. Das Geständniß der Mutter soll überdies das letzte Siegel zu der traurigen Gewißheit sein, die er der Komödie verdankt. Treffend ist das Wort des Helden an der Leiche:

— Der Himmel hat gewollt,
Um mich durch dies und dies durch mich zu strafen,
Daß ich ihm Geißel muß und Werkzeug sein.

Er bezeichnet damit das Vorhandensein einer zweifachen Schuld. Polonius, die Stütze dieses entweihten Thrones, der Chorführer des, dem momentanen Gewalthaber nachlaufenden Haufens, der Planeschmid und Horcher, fällt nicht ohne Unrecht; wer sich an Orte schleicht, wo er nicht hingehört, muß die Folgen auf sich nehmen. Er fällt durch Hamlets Hand, theils weil er sich gegen diesen durch Begünstigung des Claudius, Unterbrechung des Umgangs mit Ophelia und beständiges Belauschen und Beobachten am schwersten vergeht, theils weil beim Herannahen der Katastrophe die *lächerliche* Seite dessen, was in Hamlet zu seinem *tragischen* Loose beiträgt, mit Recht der ernsten erliegen muß. Polonius wollte bis zum Mittelpunkte der Erde eindringen; vorläufig hat er es erst bis auf ein paar Schuhe unter der Erde gebracht. Da Hamlet denselben als schuldig betrachtet, so fühlt er sich von seiner blutigen That nicht zu sehr beunruhigt; gleichwol wirft ihm Schlegel (mit Unrecht) Anlage zu Schadenfreude vor, denn die Worte, die er zu dem Todten spricht, sind nicht ohne bittere Wehmuth. Er sieht in der Strafe, die er, ohne zu wollen, durch den Willen des Himmels vollzog, zugleich auch die *eigene*. *Er*, der die verletzte Weltordnung herstellen sollte, verletzt sie selbst! er, dem das Richteramt über einen Mord anvertraut ward, wird selbst zum Mörder! Er, der einen Gedanken allseitig erwogen haben will, ehe er ihn ausführt,

hat diesmal blind gehandelt, war ohne Widerspruch Geißel und Werkzeug in der Hand des Himmels in einer Sache und gegen eine Person, die nie Stoff seines Nachdenkens gewesen war, während er, in der heiligsten Sache und gegen den verworfensten Wütherich Werkzeug zu sein so lange gezaudert hatte. O welche Ironie des Schicksals! Hamlet, der frei und mit Bewußtsein handeln will, tödtet Polonius auf gleich unfreie Weise, wie etwa ein Stein, der von der Höhe herabrollend den zufällig Vorbeigehenden erschlägt. Er thut gut daran, daß er anfängt, die Nichtigkeit des Menschen und dessen Hinfälligkeit zu bedenken und eine Größe nicht zu überschätzen, welche zuletzt nur ein Gericht für die Würmer ist.

Jetzt erscheint der Geist zum zweiten Male; Hamlet beschwört bei dem Vergleiche der Wandgemälde ihn herauf. Wie sein bisheriges Ruhigbleiben, ist sein Wiederkommen in diesem Augenblicke von Bedeutung. Daß Hamlet vor dem Schauspiele nicht handelte, ward ihm verziehen; daß er aber dann, wo er Gewißheit hatte, „Zeit d. i. Gelegenheit und Leidenschaft zur großen Vollführung des furchtbaren Gebots versäumt," läßt ihn schuldig werden. Weil er nicht rechtzeitig, sondern zu spät handelte, weil er trotz seines Blickes in die Ferne, selbst über das Grab hinaus — nicht erräth, was sich hinter einem Stück Zeug befindet; muß der Schuldbote der ewigen Gerechtigkeit nochmals die irdische Hülle annehmen, den abgestumpften Vorsatz schärfen. Daß der gerade jetzt auftritt, läßt unsere Auffassung gewiß als eine konsequente erscheinen; wie wir denn auch

darin eine der durchdachtesten Schönheiten unserer Dichtung erkennen. Früher oder später ließe er uns kalt, aber in dem Momente aus dem Dunkel tretend, wo der Sohn der Mutter ihre That vorhält und mit glühenden Farben, welche ihm die Verzweiflung leiht, malt, wo Hamlet selbst in aller Wahrheit auf der hohen Klippe seiner Sendung vom Schwindel ergriffen wird und schon fast hinabstürzt, betastet er unsere Seele wie mit kaltem Todtenfinger: unser Körper bebt, und wir fühlen einen Hauch der Ewigkeit um uns spielen.

In der ersten Ausgabe des Hamlet (The first edition of the Tragedy of Hamlet, by William Shakspeare, London 1603. Wieder abgedruckt bei Fleischer, Leipzig 1825) erscheint der Geist diesmal im Schlafrock. (Enter the gost in his night-gowne.) Goethe (Bd. 35, 385) sagt darüber treffende Worte. Anfangs mag uns dies stören, aber zuletzt werden wir uns damit befreunden. Vor den Kriegern mußte er im Harnisch erscheinen; aber um Vieles heimeliger, häuslicher, furchtbarer erscheint er hier, meint Goethe, in derselben Gestalt, in der er sonst in diesem Gemache weilte, im Nachtkleide, harmlos, ohne Wehr, den an ihm ergangenen Verrath auf das erbärmlichste anklagend. Der Vers:

»My father, in his habit as he liv'd!
Mein Vater in der Kleidung, wie er lebte!“

zeigt noch jetzt die Absicht des Dichters, die später durch Weglassung einer scheinbar unbedeutenden Didaskalie verwischt wurde, deutlich an. Steevens vermuthete schon das Wahre,

wenn er meint, der Geist sei vielleicht nun in anderer, mehr häuslicher Kleidung erschienen, denn — „Hamlets Vater, so ein kriegerischer Fürst er sein mochte, blieb doch keineswegs immer geharnischt oder schlief, wie man von Hago, König von Norwegen erzählt, mit seiner Streitaxt in der Hand.“ Goethe, der auch in dem Verse: „What would your *gracious* figure,“ eine Bestätigung findet, denn das angeführte Attribut bezeichne Alles, was mild und wohlthätig auf uns wirkt, passe also kaum als Anrede an einen geharnischten Helden, — (Schlegel scheint dies zu fühlen, indem er die Stelle mit: „Was will dein würdig Bild“, wiedergibt) — ladet die Bühne ein, der ursprünglichen Intention des Dichters Rechnung zu tragen.

Die Erscheinung wird dadurch nicht in ihrer Wirkung geschwächt, vielmehr ergreifender werden; aus ihren Zügen spräche dann eine gewisse Theilnahme für Hamlet, wie wir sie fühlen, wenn wir dem Gange seines Seelenlebens folgen. Die jetzige wiederholte Mahnung wäre dann nicht mehr jener erste kriegerische Aufruf, jener Schrei nach Rache, vielmehr eine liebevolle Aufmunterung des Vaters, eine leise Zurückführung auf den dem Sohne angewiesenen Weg. Unverkennbar ist es jedenfalls, daß der Geist nun schon reiner, geläuterter von irdischer Leidenschaft zu sein scheint und uns gerade deshalb um so viel näher kommt, als er sich von der Erde und ihrer Nichtigkeit zu entfernen beginnt.

Was Hamlet sich an einer frühern Stelle vorgenommen, erreicht er: seine Worte dringen der Königin wie Dolche

in das Ohr; sie erblickt schwarze Flecken in ihrer Seele, fühlt ihr Herz gespalten, muß ihre Vergehen, die sie erst jetzt im rechten Lichte sieht, mit Beben bekennen. Hören wir, mit welchem Bilderreichthum der Phantasie, mit welcher Kraft der Gründe, mit welcher Beredsamkeit des tiefsten Schmerzes der Sohn der Mutter das Entsetzliche des Ehebruches vor die Seele führt, wie ergreifend er ihr verspricht, sie wieder um ihren Segen bitten zu wollen, wenn sie einst wieder nach Segen lechzt, — so können wir nur abermals bedauern, daß er nicht mit solcher Flammenzunge unmittelbar nach der Komödie zu Volk und Hof sprach. Doch wozu Vorwürfe hinterher; wir wissen ja, warum er es nicht that, nicht zu thun vermochte.

Betrachten wir den König und die Königin nach diesen Auftritten, so sehen wir, daß Hamlet doch bereits Wirkungen erzielt hat. Der Sinn des Königs ist, wie er selbst gesteht, voll Streit und Unruhe. Dazu kommt, daß die in ihrem Gewissen geängstigte Königin kälter gegen ihn wird. Er klagt ja, daß die Liebe vergänglich sei, in der Zeit beginne, —

Und seh' an Proben der Erfahrung auch,
Daß Zeit derselben Glut und Funken mäßigt.
Im Innersten der Liebesflamme lebt
Eine Art von Docht und Schnuppe, die sie dämpft,
Und nichts beharrt in gleicher Güte stets.

König und Königin sind von Furcht geängstigt. Sie sagt:

Der kranken Seele, nach der Art der Sünden.
Scheint jeder Tand ein Unglück zu verkünden.

Von so bethörter Furcht ist Schuld erfüllt,
Daß, sich verbergend, sie sich selbst enthüllt.

Aehnlich spricht ihr Gemal unmittelbar vor dem Auftreten des Laertes. Er hat die That Hamlets durchschaut und wohlerkannt, daß der Dolch für ihn geschliffen war. Er beräth sich nun mit seinen klügsten Freunden und beschließt, den Plan mit der Reise nach England auszuführen. Horatio wird ferne gehalten und Hamlet blos mit unbedingt ergebenen Leuten umgeben. In Bezug auf diesen gehen Claudius und Gertrude auseinander; er verschweigt sein blutiges Vorhaben und sie den Inhalt der nächtlichen Unterredung; sein Interesse kreuzt sich mit der Liebe, die selbst im leichtsinnigsten Mutterherzen noch ein Plätzchen hat.

Auch mit unserm Helden ist eine Umwandlung eingetreten. Bei Wiederkehr besonnenen Denkens muß er das Uebereilte seiner nächtlichen Handlung erkennen und sie beweinen; er ist durch sie auch in seinem Wirken gehemmt, denn, selbst schuldig, kann er jetzt nicht als Kläger auftreten, sondern muß wie Schillers Johanna die Strafe schweigend über sich ergehen lassen. Man hat ihm vorgeworfen, warum er sich so gutwillig nach England einschiffen lasse, warum er sich nicht diesem Anschlage entziehe. Die Antwort ist nicht so schwer. Der König, frühe von dem Geschehenen benachrichtigt, läßt ihm sogleich nachforschen, ihn bewacht vor sich bringen und dann mit List auf das Schiff locken. Mitten unter den Geschöpfen des Königs konnte er unmöglich Etwas unternehmen, ohne sich für immer aufzuopfern. Der Fürst hatte ihn nun in seiner Ge=

walt und vermochte sich bei Allem, was er etwa gegen ihn that, auf dessen Wahnsinn und Mordthat zu berufen; im Nothfalle hätte sich dann abermals eine „Schlange" gefunden, welche die Furcht des Herrschers getödtet hätte. Hamlet kann also nichts thun, als vorerst schweigen und das Schwert in der Scheide lassen; der Fuchs muß sich verstecken. In dieser Wendung liegt kein bloßer Zufall, sie ist nothwendig; sie bestraft den Zögernden und dient ihm zugleich zum Heil, denn auf der ihm bevorstehenden abentheuerlichen Fahrt soll er sich selbst wiederfinden. Mitten in seiner für den Moment trostlosen Lage fängt er an, abermals auf höhern Schutz zu hoffen, der die Gefahr, die ihm in England bereitet ist, abwenden werde; es stralt ihm ein Cherub, der den Plan des Königs sieht.

Letzteren läßt er in der trübsten Stimmung zurück, mit bösen Ahnungen, die sich bei der Ankunft des Laertes nur zu bald bewahrheiten. Auch diesmal wenden sich alle seine Anstalten wider ihn selbst. Er wollte Hamlet im Gespräche mit der Mutter behorchen lassen und verliert dabei den ergebensten Diener; er sendet Hamlet nach England vermeintlich zum Tode und sendet ihn in Wahrheit nur auf eine Bildungsreise, von der derselbe erfahrener und fähiger zu dem ihm obliegenden Geschäfte zurückkehrt; er glaubt, am Besten zu thun und das Land am wenigsten aufzuregen, wenn er Polonius heimlich bestatten läßt: gerade dadurch beschwört er das stürmischeste Gewitter herauf. Was willst du, eitler Erdenwurm, mit deinem Verstande gegen den

beleidigten Himmel? Was vermißt sich dein Wille gegen das Geschick? —

Hamlet zieht unter Begleitung, einer Art höflicher Wache, durch eine Ebene dem Schiffe zu. Auf dieser Reise trifft er Fortinbras. Der Auftritt ist von höchster Bedeutung und im schärfsten Gegensatze zu der Haupthandlung des Drama durchgeführt. Norwegens Neffe zieht gegen einen Theil von Polen, um eines kleinen Fetzens Landes wegen, der fast werthlos ist, und dennoch zieht er, selbst auf die Gefahr hin, daß zweitausend Seelen diese Frage von der Größe eines Strohhalms (da später derselbe Ausdruck wiederkehrt, so verwischt Schlegel einen feinen Strich des Meisters, wenn er hier the question of this straw mit Lumpenzwist wiedergibt) nicht entscheiden. Dies wahrnehmend wirft er, ohne die Gegenwart des Hauptmanns zu beachten, einen Blick auf sich, der so viel sagen will als: Was ist in dir, daß du Solches anstaunst? Was ist der letzte Grund, daß du nicht gleich kühn strebst und wagst? Er trifft ihn in den folgenden Versen, denn wir haben gleich im Beginne seiner Charakteristik auf die Folgen einer ungestört glücklichen Vergangenheit hingewiesen:

> This is the imposthume of much wealth and peace;
> That inward breaks, and shows no cause without
> Why the man dies. —

Das ist das Geschwür (der Knoten von Säften) des großen Wohlseins und der Muße, das innen ausbricht und außen keinen Grund zeigt, warum man stirbt. An einem solchen Geschwür ging Rom, das groß war, wo es

noch um sein Dasein ringen mußte, schmachvoll unter. Das Glück ist das Capua des Großen.

Hamlet vergleicht nun das Auftreten des Fortinbras mit seinem Zaudern und sieht in jenem einen neuen ihn verklagenden, die stumpfe Rache spornenden Anlaß. Abermals — wie nach jener Deklamation des Mimen — eifert er auf das Heftigste wider sich selbst. Er spricht eine wichtige Erkenntniß aus: er stellt das Handeln über das unfruchtbare Denken. Dieses soll jenes fördern, nicht hemmen, wie bisher in ihm; denn wozu hätte uns Gott die Denkkraft, die Gabe, vor- und rückwärts zu schauen, verliehen, wenn unsere Anlagen ungebraucht in uns vergraueten? Die Vernunft soll vielmehr gestaltend in das Leben eingreifen. Jene Gedanken, die uns zurückhalten, mögen vielleicht ein Viertel Weisheit enthalten, aber drei Viertel derselben sind Feigheit. Wie kann ich noch leben, fährt er auf, und sagen: dies Ding ist zu thun, da ich doch Grund und Willen und Kraft und Mittel habe, es zu thun? Mahnen mich nicht Beispiele, groß wie der Erdball? Nicht dieser zarte Prinz, der dem nicht vorauszusehenden Ausgange Gesichter schneidet und, was an ihm sterblich ist, dem, was das Glück bringt, furchtlos aussetzt?

Da geht ihm das Grundgesetz alles großen Handelns auf, das von uns fordert, sich nur dann zu erheben, wenn uns eine große Veranlassung aufruft, aber großartig im Streite um einen Strohhalm zu bestehen, wenn Ehre auf dem Spiele steht. Beobachtet man das Erstere, so wird keine Kraft unnöthig verpuffen, aber die

größte Kraftanstrengung im zweiten Falle möglich und geboten sein. Um wie viel mehr ist diese am Orte, wenn auch der Anlaß groß ist; und wer könnte einen größern Anlaß haben, als Hamlet selbst? Er verläßt uns mit dem festen Entschlusse, alle seine Gedanken seinem großen Auftrage zuzuwenden.

Es ist eine müßige Frage, warum verbindet sich nicht Hamlet mit Fortinbras gegen Claudius? Soll er mit fremden Truppen eine heimische Angelegenheit schlichten? soll er etwa als Preis die von seinem Vater eroberten Länder herausgeben? Oder würde Fortinbras seinen Eid brechen und doch gegen Dänemark ziehen? Auch bleibt noch zu bedenken, daß Hamlet nur noch den Hauptmann trifft, während der Heerhaufe schon vorbeigezogen ist, und an einem Gespräche mit Fortinbras wol von seinem Gefolge, das ihn sorgsam beobachtet, verhindert worden wäre. Er läßt sich auch zu Schiffe bringen, ohne einen Fluchtversuch zu machen, weil sein ganzes Dichten und Trachten vorerst auf die Enthüllung des Planes ausgeht, den Claudius in England mit ihm vorhat. Dies muß ihn lebhaft beschäftigen, wenigstens kann er nicht schlafen, bis das Räthsel gelöst ist.

Aus unserer bisherigen Entwicklung dürften wir abnehmen, daß Hamlet zu drei wichtigen Erkenntnissen kommen muß, ehe er seiner Sendung entsprechen wird:

Erstens, daß das Denken und Streben des Menschen nichtig sei, das Leben desselben von erschreckender Kürze: dies wird ihn demüthig stimmen.

Zweitens, daß die Vorsehung es sei, die unsere Plane

forme und deren Ausgang bestimme, wo wir nur grobe Umrisse zeichnen; dies wird ihn wieder erheben zum Glauben an eine göttliche Lenkung, wie sie das Christenthum lehrt.

Drittens, daß wir die Folgen keines Unternehmens ängstlich befürchten, nicht vor Ahnungen stillstehen sollen, denn wir stehen ja in Gottes Hand, daher bereit und entschlossen sein mögen. Dies wird ihn zu der großen, ihm aufgetragenen That und zu einem schönen Heimgange in das Jenseits würdig vorbereiten.

XVIII.

Auf dem Kirchhofe.

Eigenthümliche Unfälle, sie scheinen wenigstens solche zu sein, führen Hamlet nach Dänemark zurück. Vielleicht hat Jemand, wie schon öfter geschehen, Lust, den Dichter deshalb anzuklagen, daß er in den beiden letzten Akten an Stelle früherer Einheit ein Kunterbunt von lose verknüpften Szenen treten läßt und dem Zufall zu großen Spielraum gibt. Gegen ersten Vorwurf ist zu entgegnen, daß die Ereignisse allerdings etwas gehäuft neben einander erscheinen, — was aber theils durch den Umstand, daß sich gerade jetzt die verschiedenen Willen durchkreuzen, um auf diese Weise den Sieg des Höchsten unbewußt herbeizuführen, theils dadurch geboten ist, daß Hamlet, der jetzt gleichsam seine Wanderjahre antritt, nothwendiger Weise an einer

Reihe von Lebensbildern vorbeigeführt werden muß, — daß aber in allem diesem scheinbar gesetzlosen Wechsel eine innere Einheit doch vorhanden ist, die aus unserer Darstellung selbst hervorgehen muß; daher wir auf weitere Polemik verzichten. Was das Walten des sogenannten Zufalls anbelangt, so haben wir vor, in Bezug darauf später noch ein Wort zu reden; hier nur so viel, daß es wie im Leben so im Drama nur unser blödes Auge ist, das eine Thatsache Zufall nennt, weil es den rothen Faden nicht ahnt, der sie mit dem Vergangenen und Zukünftigen mit solcher Nothwendigkeit verknüpft, daß ein Versuch, das Faktum herauszuschneiden, nicht ohne einen Schnitt in das innerste Leben abginge. Goethe's schlichte und doch so echtfromme Worte über manchen sogenannten Zufall (Bd. 35, 307) sind uns in dieser Beziehung unvergeßlich. Gerade diese Zufälle sind die Spuren der über uns hinschreitenden Gottheit und zeugen für deren Hereinragen in diese Welt. Bedenken wir, daß Hamlets Reise nur dazu dienen soll, ihm Zeit zu innerer Sammlung und Fassung, zu ruhigem Erkennen, zu festem Entschlusse zu verschaffen, er aber, sobald dies geschehen ist, bald möglichst Gelegenheit zu Erfüllung seiner Aufgabe finden muß, um endlich die aus ihren Fugen gekommene Zeit wieder einzurenken, — so werden wir in Allem, was mit ihm vorgeht, keinen Zufall, sondern, wie er selbst sagt, den Finger der Vorsehung sehen. Was uns diese Ansicht vollends aufdrängt, können wir nicht schöner als mit Hamanns Worten wiedergeben: „Gibt es einen Zufall in Kleinigkeiten, so kann die Welt nicht mehr gut sein noch

bestehen. Fließen Kleinigkeiten aus ewigen Gesetzen, wie ein Säculum aus unendlichen Tagen von selbst besteht, so ist es eigentlich die Vorsehung in den kleinsten Theilen, die das Ganze gut macht.“ — —

Polonius ward geopfert, weil Hamlet zu spät handelte; Güldenstern und Rosenkranz fallen, weil er zu frühe handelt und sich auf eine zweideutige Weise zu retten sucht, die er hätte vermeiden können, wenn er den folgenden Tag abgewartet hätte. Rosenkranz und Güldenstern nehmen einen ziemlich ähnlichen Ausgang wie Polonius: ihr Tod erfüllt uns auch nicht mit dem geringsten Mitleid, denn wir sehen in ihm eher eine nicht unverdiente Strafe gebrochener Freundschaft. Sie würdigten sich zu blinden Werkzeugen herab und werden auch als solche behandelt, verworfen. Hamlet opfert sie um so leichter ohne weiteres Bedenken, da er sie um dies Geschäft buhlen sah und ihre Mitwisserschaft anzunehmen scheint, worin er ihnen freilich Unrecht thut, denn wüßten sie den Inhalt des Schreibens, so würden sie gewiß nicht die Reise nach England fortsetzen. Er sieht in ihnen daher nichts als Leute, die sich unberufen zwischen zwei Kämpfende drängen, um im Interesse des Einen den Andern zu entwaffnen und es sich daher gefallen lassen müssen, vom Degen des Letztern getroffen zu werden.

Seinem diesmaligen Zufrühehandeln verdankt er wenigstens die Kenntniß des Uriasbriefes, dessen unbekannter Inhalt ihn immer wieder aus dem Schlummer aufrüttelte, wie den Galeerensklaven das Gerassel der Kette weckt, — und überdies die Erfahrung, daß Unbesonnenheit uns

manchmal dient, wenn unsere tiefen Plane erblassen, Verwegenheit also zuweilen weiter hilft als alle Ueberlegung. Hamlet ergänzt hier seine frühere Aeußerung über das Verhältniß des Denkens zum Thun und antizipirt den spätern Grundsatz, daß Bereit= und Entschlossensein Alles sei, kündigt ihn wenigstens vorläufig an. So trennt er, nach Gewohnheit das Einzelne immer auf ein Allgemeines zurückführend, die Erzählung: „Rasch — aus meinem Schlafgemache eilend", durch eine Reflexion.

Am folgenden Tage, dem zweiten der Seefahrt, findet das Seegefecht statt. Nicht ohne Absicht ist es, wenn der Dichter seinen Helden hier eine nothgedrungene, d. h. nicht etwa ruhig überlegte und beschlossene Tapferkeit zeigen läßt; wir sollen eben sehen, daß er Muth und Kraft besitzt, wenn ihm eine gegenübertretende Gefahr jede Wahl der Handlungsweise abschneidet. Unter seiner Begleitung offenbar der Kühnste springt er im Kampfe auf das Schiff der Gegner und wird so gefangen, so aber auch auf dem schnellsten Wege heimgeführt. Der Himmel leitete den Blitz, der nach des Claudius Berechnung Hamlet treffen sollte, gnädig ab, ohne dabei wieder der Berechnung des Letztern und seiner etwaigen Gegenmine zu bedürfen. Könnte des Menschen Denken und Gottes Lenken augenscheinlicher gezeigt werden als hier? — Es wäre noch die Frage möglich, warum unser Held die Seeräuber nicht zu einem Handstreiche oder als Kern eines zu sammelnden Heerhaufens benützt? Soll er etwa mit ausgesprochenen Frevlern an der Weltordnung diese herstellen? Oder kann er, der —

wir vernehmen es aus dem Munde des Todtengräbers — im Rufe der Tollheit steht, jetzt auf das unzweifelhafte Gelingen eines Aufrufs an das Volk rechnen? Diese Fragen sind übrigens müßig und zwar deshalb, weil Hamlet, der Tiefangelegtes scheitern sah, keinen Plan schmiedet, sondern einzusehen beginnt, daß man rasch und dem Augenblicke gemäß entsprechend handeln müsse, denn sonst begegnet es uns, daß der Augenblick nicht zu unserm Plane taugt, und wir dann, einmal in diesem befangen, nicht so leicht auf einen andern überspringen. Was er thut, beschränkt sich darauf, daß er dem Könige, von dem er keinen offenen Gewaltschritt zu erwarten hat, der Königin, damit sie von seiner Rückkehr wisse, und dadurch ihr Mann gehindert sei, ihn heimlich auf die Seite zu schaffen, endlich dem Horatio seine Landung meldet und letztern an seine Seite ruft. Dadurch, daß er Claudius sofort benachrichtigt, täuscht er diesen auf eine kluge Weise, denn er hält dadurch den Argwohn ferne, als ob er in der That jenen oben angekündigten Cherub gefunden hätte, als ob er Worte zu sagen wüßte, welche den Hörer stumm machen.

Hamlet ist einer großen Lebensgefahr entgangen, ist zweimal nahe am Tode vorbeigestreift; er hat sich überzeugt, wie schwach das Heute dafür bürgt, daß wir noch ein Morgen erleben. Hing es doch an einem dünnen Faden, und der Verbrecher wäre nicht nur dem von der Vorsehung bestellten Richter entgangen, sondern hätte sogar diesen vernichtet. Er kann wol seufzen, ein Menschenleben währe nicht länger, als man Zeit

braucht, Eins zu sagen. — Mit diesen Gedanken und das Herz voll bitterer Wehmuth betritt er den Kirchhof. Daß er hieher und gerade jetzt hieherkommt, trägt freilich sehr die Farbe des sogenannten Zufalls; es erinnert mich an den dunkeln Drang, der die „Braut von Messina" in dem Momente in die Kirche führt, in welchem Cesars Diener sie betritt. Wir haben genug gethan, wenn wir in Hamlet eine gewisse elegische, resignationsvolle Stimmung, die ihn zum Orte des langersehnten Friedens zieht, nachweisen können. Oder zieht ihn Ophelia's verklärter Geist?

Wie sonderbar kontrastirt mit der Schwermuth unsers Freundes der selbstgefällige Humor des Todtengräbers, der lachend an dem Grabe arbeitet, das auch bald Hamlet aufnehmen soll, und so gewissermaßen mit Gleichmuth auf den Schluß dieser Tragödie blickt, die in seinen Augen zu einer Komödie wird, denn es geht hier Alles so lächerlich auf Eines — auf eine Schüssel für Würmer — aus. Er muß wol mit Worten spielen, denn was ist am Ende der Inhalt des marktschreierisch angekündigten Lebens als — Worte? Muß der nicht Humorist sein und über die bucklige Erde spotten, vor dem Alles eben und gleich ist, der jeden seiner Gäste, den König wie den Bettler, mit demselben Grabscheit bedient? Gehört dem Fortinbras die Zukunft, so ist die Vergangenheit dagegen des Todtengräbers Eigenthum; er legt die seinem Schutz Befohlenen, Lieder singend, schlafen, unbekümmert darum, was ihnen träumen mag.

Die Kirchhofszene ist im Geistesgange Hamlets von größter Bedeutung. Der Dichter stellt ihn hier auf den

Punkt der Erde, wo der stolze Philosoph aus seiner Höhe herabsinkt. Das Drama zeigt ein des Ringens und Strebens so volles Leben; plötzlich werden wir dahin versetzt, wo alles Dasein endet, wo eines Mädchens Witz so sterblich ist wie eines alten Mannes abgetragene Weisheit. Was ist hier der Mensch, der im Begreifen einem Gotte, im Handeln einem Engel gleicht? Staub. Alexander und Cäsar, die Weltherrscher, wie Yorik, der Narr — nichts als ein Häufchen Staub. Hier endet für dieses Leben alles Denken, Wollen, Handeln; da streiten sich nicht mehr zwei Gedanken um den Vorrang — höchstens kollern zwei Schädel neben einander hin. Hier ist die Frage: Sein oder Nichtsein? entschieden. Hier gibt es keine Rache, keine irdische Gerechtigkeit mehr; da wird kein Weib mehr treulos, schneidet kein Höfling lächelnde Grimassen, deckt keine Schminke die übelriechende Wahrheit zu. O Mensch mit deinem Bedenken, ehe du handeln willst. Wie rasch ist die Komödienzeit vorbei, und die Klingel zum Sinken des Vorhangs scheidet dich vom schönen Lichte! Hamlet, noch jetzt in Jugendfrische, reich an Gedanken, eines wichtigen Unternehmens voll, er steht da auf dem Hofe des Friedens und kugelt mit Todtenköpfen und ahnt nicht, daß er selbst binnen kurzer Zeit nicht mehr unter den Lebenden sein wird. Er spottet des Advokaten, dem nun seine Finten nichts mehr nützen; wozu werden ihm seine Ideen hier verhelfen? werden sie das Wasser eine Minute länger als es die Natur will, von seinem Leibe abhalten? Er spottet des Landbesitzers, der nicht einmal seine Kaufbriefe im Schädel unter=

brächte: o wie klein wird das Plätzchen des armen Hamlet sein, dessen Geist die Erde zu umspannen wähnt! — Wie erschüttert es ihn daher, als er den Kopf des armen Yorik, des Gespielen seiner Jugend, in die Hand nimmt. Wo sind dessen Scherze nun? wo die Lippen, die er tausendmal geküßt? Hamlet, wo ist hier deine Freiheit? Du wolltest nichts von äußern Einflüssen wissen, sondern von innen heraus gestalten. Hier wirst du jene kennen lernen, ohne widersprechen zu dürfen. Du wirst dich nicht des kleinsten Wurmes erwehren können und es ruhig hinnehmen müssen, obwohl du kein Kain wie dein Oheim bist, wenn der Todtengräber mit dem Spaten dein Gerippe stückweise umherwirft. Hier geht die Freiheit in eine ernste, mitleidlose Nothwendigkeit über. —

Diese ganze Szene wird fast zu einem Monodram, zu dem Horatio und der Todtengräber nur einzelne Stichwörter beibringen. Hamlet soll noch tiefer erschüttert werden: Ophelia's Leiche wird gebracht. Um des vollen Verständnisses willen müssen wir einige Schritte zurückthun.

Der Unglückliche hatte die Geliebte seit jenem stummen und doch viel beredten Blicke, den er statt aller Fragen auf sie richtete, nicht wieder allein gesehen, noch weniger gesprochen. Daß sie, voll Liebe und neuer Hoffnung, Hamlets Valentine — des herrlichen Prinzen beneidete Braut zu werden, einwilligt, auf eine feine Weise ein Gespräch mit ihm möglich zu machen, ist gar wohl zu begreifen; denn sie sieht nichts Arges darin und befürchtet überdies, er zweifle an ihrer Liebe und sei deshalb wirklich geistes-

krank. Nur ihn und sich beruhigen will sie; von den Schlichen des Königs und ihres Vaters hat sie keine Ahnung, sie weiß offenbar nicht, daß sie behorcht wird. Polonius sagt ausdrücklich:

— Nun, Ophelia?
Ihr braucht uns nichts zu melden, was der Prinz
Gesagt: wir hörten Alles. —

Die Worte, welche König, Königin und Polonius über das Horchen fallen lassen, bevor der zu Beobachtende auftritt, sprechen jene unter sich und wenden sich nur stellenweise an das Mädchen. Dies beginnt weich und herzlich mit der Frage, wie es dem Theuern seit so manchen Tagen, in denen sie ihn wegen des Verbots des Vaters nicht mehr in ihrem Gemache sprechen durfte, gehe? Es liegt etwas Aengstliches in der Frage. Er antwortet kalt und unwahr, wie man etwa Jemanden, der uns fremd oder unangenehm mit seinen Fragen ist, abfertigt; dabei ist nur zu bemerken, daß diese Kälte erkünstelt ist und eine mühsam beherrschte innere Bewegung verbergen soll. Ophelia fühlt sich von diesem kühlen Tone verletzt, greift nach den Angedenken, die sie in treuer Minne bei sich trägt und will sie dem Geber zurückstellen, denn nur von der Liebe empfing sie sie und würde von ihnen nur schmerzlich an Vergangenes erinnert werden, wenn sie dieselben nach entschwundenem Liebesduft behalten sollte. Hamlet ist gerührt und sucht seine Stimmung hinter bunten Quersprüngen der Phantasie zu verbergen. Der eigentliche Hauptinhalt seiner Worte ist ein Vergleich zwischen Ophelia und seiner Mutter, die —

einst vielleicht gerade so anmuthig und holdselig wie die Geliebte — so fiel und entartete. Er spricht nun seinen tiefsten Groll gegen das weibliche Geschlecht aus, geißelt dessen Lügenkünste, höhnt der gemalten Wange und der geschminkten Seele. Zuletzt erfaßt ihn der tiefste Schmerz um Ophelia. Als ob er ihr die Trennung erleichtern möchte, nennt er sich stolz, ehrgeizig, rachsüchtig, will sie glauben machen, er hätte sie nie geliebt, nur getäuscht. Den Gedanken, sie von Polonius mißbraucht, von der Welt verdorben, etwa gar in den Armen eines Andern zu wissen, kann er um keinen Preis ertragen. Dies und der Wunsch, sie vor den unreinen Elementen dieses Lebens zu bewahren, fließt in die Worte zusammen: „Gehe in ein Kloster!" Es ist zu spät, ihre Ruhe ist dahin. Ihr schöner Lebensplan an Hamlets Seite, den sie wie er in jugendlicher Kühnheit und ohne Ahnung eines mißgünstigen Schicksals entwarf, ist zerstört. Sie findet sich gewiß schwer in diese neue Welt; schwächer als der noch immer geliebte Jüngling, dessen tiefes Wehe sie leider nicht zu enträthseln vermag, bebt sie bei dem Vergleiche der Vergangenheit und Zukunft und kann ihn nicht fassen:

— — Weh' mir, wehe!
Daß ich sah, was ich sah, und sehe, was ich sehe!

Gar kluge Leute haben Ophelia wegen ihres Gesprächs mit Hamlet (im Theater) getadelt, das freilich Shakspeare's Zeitalter und gesellschaftlichen Ton verräth. Hamlet ist durch den Umstand, daß er absichtlich thöricht erscheinen will, um gerade während des Schauspiels recht beobachten zu können,

ohne beobachtet zu werden, entschuldigt; und wer wollte Ophelien, dem unglücklich liebenden Mädchen, es verargen, wenn sie zu den Worten des Theuersten, der ihr unerwartet einige Aufmerksamkeit wie in frühern und schönern Tagen zollt, lächelt, selbst wenn sie sie nur halb versteht?

Schon die Trennung von seinem Herzen, der Schmerz über seine Verstörung hatte die zarte Rose gebleicht, der Tod des Vaters knickt sie vollends. Chimenen (im „Cid") gleich ist ihre Liebe zwischen dem Ermordeten und dem Mörder getheilt; es geht ein Riß durch ihre Seele. Sie, die eine Zukunft voll Liebe träumte, sieht sich plötzlich allein, ohne alle Stütze. Sie muß wahnsinnig werden, denn es fehlt ihr in der hereinbrechenden Nacht an einem Lichtpunkte, der sie leiten könnte. Sie geht verloren; und doch möchte man diese Bewußtlosigkeit im Vergleiche zu Hamlets quälerischer Selbstschau, seinem vergeblichen Ringen, hier oder dort Lethe zu finden, glücklich nennen. Wo ist an ihr nun das Handeln zu bewundern, das den Menschen dem Engel gleich macht? wo ist hier sittliche Freiheit? wo hier das Unabhängigsein von äußerer Nöthigung? wo hier der leitende Gedanke? Der Wahnsinn handelt; aber dies Handeln ist (Herbart a. a. O. S. 70) kein sicheres Zeichen des eigentlichen Wollens, vielmehr die Aeußerung eines Dranges zum Handeln ohne bestimmten Gegenstand und Zweck. Dieses Handeln ist daher oft ein zerstörendes, ungebändigtes. Selbst die einst so sanfte Ophelia tobt nun gegen Strohhalme, um die sich freilich auch der Held des Drama schlagen will, wenn Ehre auf dem Spiele steht.

Früher die erste Dame des Hofes, von der Königin liebevoll empfangen und entlassen — hierauf spielt wol der Schluß ihres ersten wahnerfüllten Auftretens an — ist sie jetzt nur noch von Horatio bemitleidet, der die Geliebte des fernen Freundes in ihr achtet und sie deshalb vor die Königin bringt, damit nicht ihre Reden unter das Volk kommen und etwa dem königlichen Studiengenossen schaden, denn das Volk, den Wahnsinn oft als etwas Heiliges verehrend, lauscht ihren abgerissenen Strophen. Er bewahrt demnach seinem Hamlet die Treue, wenn er gleich in dessen Abwesenheit an den Hof geht, weil er dies nur im Interesse des Freundes thut.

Ophelia hat wie ihr Geliebter erfahren müssen, „die Welt sei schlimm"; sie ist darüber an der Welt und sich irre geworden. Die Phantasie führt ihr nun tausend bunte Bilder zu, die sie nicht mehr von den Gegenständen der Außenwelt unterscheidet und von denen sie daher irre geleitet wird. Ihr Wahnsinn ist motivirt, denn sie besaß allerdings eine so zarte Organisation, daß sie den hereinbrechenden Geschicken nicht widerstehen konnte. Ophelia erschüttert uns am tiefsten dadurch, daß ihr Ton so kindlich unbefangen ist, und der Wahn, der sie gefesselt hält, so ernst, so bitterernst, — daß ihr Mund lächelt und das Auge starr sieht. Ihre Vernunft mißtönt jetzt wie verstimmte Glocken, und die Züge blühender Jugend sind durch Schwärmerei zerrüttet. Sie, die Verschwiegene, ist jetzt eine kleine Plauderin geworden und flüstert uns die stillen Wünsche zu, die Julia in Erwartung ihrer Braut-

nacht so warm und wieder so keusch ausspricht. Die Liebe verräth sich in zerstreuten Liederstrophen, die sie sich vorgesungen haben mag, wenn sie in wachen Träumen dasaß und in Gedanken bei ihm war. Als ihre Seele zerriß, zerrissen auch ihre Lieder. Ihre von Hamlet verschmähte Liebe und der Jammer um den Tod des Vaters sind das Thema ihrer Gesänge, welche alle das schmerzliche Gefühl des Allein- und Verlassenseins athmen. Klagt Hamlet auf dem Kirchhofe über das klägliche Ende eines stolzen Heldenherzens, so weint sie über das Brechen eines unglücklichen, weil zarten Frauenherzens. Meisterhaft ist es angedeutet, daß in der Zwischenzeit ihrer beiden Szenen die Umnachtung zunimmt. Wie sie das ganze Leben nicht kannte, und mitten in dessen ihr unbekannten Gefahren heiter war, so endet sie auch — im Strome, in den sie kränzewindend stürzt. Ihr Gewand hält sie empor und da singt sie ohne Ahnung ihres nahen Unglücks ihre alten Weisen, bis sie untergeht. Die Erzählung ihres Todes ist eine Perle der Dichtung. Ihr Tod war schön; sie fühlte keine Schmerzen, keine Furcht. Oder sollen wir sie unglücklich nennen, weil sie so jung von der Hand des Todes gebrochen wird? „Was verläßt man denn, wenn man auch frühe stirbt?“ Ihr ächter Wahnsinn, gewiß eine weit meisterhaftere Zeichnung denn Goethe's Lila, bildet den Gegensatz zu Hamlets angenommenen; sie ist widerstandslos in die Macht der Phantasie dahingegeben.

Daß ihr, die — freilich unbewußt — aber doch rührend mit einem Gebete für alle Christen scheidet, ihr, die

selbst unglücklich ist und doch für Andere Heil erflehen will, ein christliches Begräbniß verweigert wird, verschafft ihr eine andere Feier von hoher symbolischer Bedeutung. Die königliche Sünderin muß der reinen Jungfrau Blumen streuen, eine Huldigung voll tiefen Sinnes, die unser Herz selbst zum Mitleid für die Verbrecherin bewegt.

Hamlet ist tief ergriffen; nichts konnte ihn so erschütternd an die Vergänglichkeit des menschlichen Daseins mahnen als der Tod der Geliebten. Soll Ophelia's Liebreiz zu Staub werden wie diese Schädel? ihre kußrothen Lippen schwinden wie die Yoriks? Sein Schmerz ist ein gerechter; er hat Recht, wenn er keinen andern als tiefer anerkennen will. Jetzt hält ihn nichts mehr ab, seine Liebe, die er um eines höhern Auftrags willen aus dem Gedächtnisse strich, zu bekennen und so der lieblichen Todten eine schöne Genugthuung, die wahre letzte Ehre zu verschaffen. Wie schwer muß nicht ihr Selbstmord, — auf diesen schließt er aus der mangelhaften Feierlichkeit, — auf sein Gewissen fallen! Was soll ihm sein Leben nun noch mehr, selbst im Falle, daß er sein Unternehmen glücklich vollführt, da er ein künftiges Glück nicht mehr mit ihr theilen kann? Wir lesen nichts in den Dichter hinein, wenn wir glauben, der siegende Hamlet hätte, wie er seine Brust den königlichen Träumen seiner Jugend wieder erschlossen haben würde, auch Ophelia's Bild in seiner Seele auferstehen lassen, sie die Stufen des Thrones mitemporgeführt. Sie todt! das ist ein Mahnungsruf aus der Ewigkeit, der ihm ahnungsvoll zuflüstert, auch die Sanduhr seines Lebens sei bald —

bald abgeronnen. Ihr Genius zieht ihn hinan, wo sie ihn mit wieder erschlossenem geistigem Auge und reinerer Sehnsucht, als sie die Erde kennt, erwartet, — wie Gretchen ihren Faust!

Daß Hamlet, von seinem Schmerze übermannt, nicht länger Herr der niedergekämpften Leidenschaft, gegen Laertes auffährt und darüber vergißt, daß er dem Könige zum ersten Male wieder gegenüberstehe, begreifen und verzeihen wir; auch diesen Verlust mußte er noch erleben, unter diesen Qualen sein Herz bluten sehen, ehe die Schule vollendet ist, die Schule des Lebensernstes, die ihn wappnet und stählt. Die Szene auf dem Kirchhofe ist der Schluß dieser Schule; sie bei der Aufführung weglassen, heißt Hamlet nicht verstehen, sondern verstümmeln. —

Der Mensch kann eine große That von einem zweifachen Standpunkte aus thun: von dem jugendkräftiger Begeisterung, wagender Entschlossenheit — es ist der Standpunkt des Norwegers Fortinbras, — oder vom Standpunkte klarer Erkenntniß des Nothwendigen und einer resignationsvollen Stimmung, die das Leben ohne Bedenken für etwas Hohes einsetzt, weil sie hier nichts mehr fürchtet, aber auch nichts mehr hofft.

Diese Stimmung trägt Hamlet aus dem Acker Gottes heim.

XIX.

Die Katastrophe des Drama.

Die Unterredung zwischen Hamlet und Horatio hat die wohlberechnete Aufgabe, durch einen gewissen epischen Ton die Zuschauer zu beruhigen, damit sie, die von dem bunt=bewegten dramatischen Leben wie betäubt sein müssen, sich sammeln und zum vollen Verständniß des schönen, nur zu oft mißverstandenen Ausganges vorbereiten können. Jene Szene wirkt daher chorartig, woran uns auch die herrlichen Lebenssprüche, Gedankenperlen, die Hamlet wie ein kühner Taucher aus der Tiefe des Lebens heraufgeholt hat, nicht ohne Erfolg mahnen. Genießen wir einen Augenblick dieser Ruhe voll Erbauung, bevor der letzte und gewaltigste Sturm eintritt, dem sie vorausgeht, wie es in unserm Drama heißt:

— Wie wir oftmals seh'n vor einem Sturm',
Ein Schweigen in den Himmeln, still die Wolken,
Die Winde sprachlos und der Erdball drunten
Dumpf wie der Tod — mit eins zerreißt die Luft
Der grause Donner — —

Diese Ruhe motivirt sich durch die Stimmung des Helden. Aus der Idylle seiner Jugend herausgeschreckt, in seinem schönen Wahne, die Welt und sein Ideal sei Eins, gestört, betrat er den Standpunkt der ernsten strafenden Satyre, die sich des Kontrastes zwischen Ideal und wirklicher Welt schmerzlich bewußt ist und dieser einen Spiegel zürnend entgegenhält; nun ist er Elegiker, der wehmüthig,

aber ohne heftigen Schmerz auf das Wahrwerden seines Ideals verzichtet und die düstere Erdengegenwart um der lichten Himmelszukunft willen gefaßten Sinnes trägt.

Hamlet legt vertrauend seine Sache und deren Ausgang in Gottes Hand. Er wird nun früher oder später, aber gewiß zu der That schreiten, denn jetzt, wo er sich selbst Gewißheit der Schuld verschafft und sich zugleich überzeugt hat, daß der Bösewicht auch ihm nach dem Leben strebe, fühlt er sich endlich zu der Tödtung berechtigt und ruft aus:

Was dünkt dir, liegt's mir jetzo nah' genug?
Der meinen König todtschlug, meine Mutter
Zur Hure machte; zwischen die Erwählung
Und meine Hoffnungen sich eingedrängt;
Die Angel warf nach meinem eignen Leben
Mit solcher Hinterlist: ist's nicht vollkommen billig
Mit diesem Arme dem den Lohn zu geben?
Und ist es nicht Verdammniß, diesen Krebs
An unserm Fleisch noch länger nagen lassen?

Er ist nunmehr fest entschlossen, die erste Gelegenheit zu benützen, um so mehr, da die Zeit drängt und das Leben so kurz ist.

Bald wird's gescheh'n; die Zwischenzeit ist mein.

Er hat demnach die von ihm geforderte That vor dem Richterstuhle der eigenen Vernunft gerechtfertigt. Wir betonen das, weil wir nicht der gewöhnlichen Ansicht, die endliche Tödtung des Königs durch Hamlet geschähe unfrei, ohne Ueberlegung, abgezwungen, — huldigen können, sondern in ihr die Vollziehung des hier angeführten ruhigen und

freien Entschlusses erkennen. Bestand die Schuld des Helden darin, daß er den günstigen Augenblick im Theater versäumte und dadurch herbeiführte, daß statt Eines Todten ein Leichenhaufe die Bühne bedeckt, so büßt er sie durch seinen eigenen Untergang und versöhnt uns durch die religiöse Fassung, mit der er das Richteramt übernimmt und übt, durch das klare Bewußtsein dessen, was geschehen muß. Nun wird, wie er zu den Schauspielern sagte, der Ritter seinen Degen brauchen und die Majestät ihren Tribut empfangen. Eines bestimmten Planes bedarf es nicht. Der wackere Lerse (Theaterbearbeitung des „Götz von Berlichingen", Bd. 35, S. 137) sagt ja: „Laßt euch den Augenblick lehren, was zu thun sei. Der Augenblick reicht uns, was Ueberlegung vergebens aufzusuchen bemüht ist."

Hamlet hat diese Bemühung als eine vergebliche kennen gelernt und erfahren, daß über unserm Willen ein höherer Wille steht, der das von uns noch so reiflich Ueberlegte scheitern lassen kann, wenn es seinem Plane entgegensteht, — hingegen auch das Uebereilteste, das gar nicht Berechnete siegen macht, wenn es seiner Absicht entspricht. Es liegen darin zwei christliche Wahrheiten: In Bezug auf das Erstere preist ja Daniel (4, 32) den, gegen welchen Alle, so auf Erden wohnen, als nichts zu rechnen sind. „Er macht es, wie er will, beides mit den Kräften im Himmel, und mit denen, so auf Erden wohnen; und Niemand kann seiner Hand wehren, noch zu ihm sagen: was machst du?" Aehnlich sagt Jesaias (14, 27): „Der Herr Zebaoth

hat es beschlossen; wer will es wehren? Und seine Hand ist ausgereckt; wer will sie wenden?"

Das **Letztere** tröstet uns, denn wir sind stark, wenn wir ihn mit uns wissen. So sagt Paulus (Römer 8, 28): „Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen." Denselben Gedanken treffen wir bei David (Ps. 127, 1—2): „Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen. Wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst. Es ist umsonst, daß ihr frühe aufstehet und hernach lange sitzet und esset euer Brod mit Sorgen; denn seinen Freunden gibt er es schlafend."

Beide Erfahrungen faßt Hamlet in den Worten: „**eine Gottheit forme unsere Plane, wo wir sie nur grob zuhauen**" und ganz im Sinne des Christenthums, dem ihn seine geläuterte demüthige Stimmung wieder zuführt, zusammen. So sagt Jesaias (55, 8): „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr; (9) Sondern so viel der Himmel höher ist, denn die Erde, so sind auch meine Wege höher, denn eure Wege, und meine Gedanken, denn eure Gedanken." So sagt Jeremias (10, 23): „Ich weiß, Herr, daß des Menschen Thun stehet nicht in seiner Gewalt, und stehet in Niemandes Macht, wie er wandele oder seinen Gang richte." So sagt Salomo (Sprüche 16, 9): „**Des Menschen Herz schlägt seinen Weg an, aber der Herr allein gibt, daß er fortgehe.**" —

Um Laertes, den er in seiner Heftigkeit beleidigt hatte,

Genugthuung zu geben und so auch dieses Geschäft noch abzumachen, nimmt er die Einladung zum Fechtspiele an. Vorübergehend beschleicht ihn freilich eine böse Ahnung, aber er, der früher alle Eventualitäten wie auf einer Goldwage abwog, kämpft sie jetzt nieder. Ein neuer Fortschritt seines Geistesganges und ein christlicher. „Ich trotze allen Vorbedeutungen: es waltet eine besondere Vorsehung über den Fall des Sperlings.“ So heißt es in der Schrift (1. Petrus 5, 6): „So demüthigt euch nun unter die gewaltige Hand Gottes, daß er euch erhöbe zu seiner Zeit. Alle eure Sorge werfet auf ihn, denn er sorget für euch.“ Welcher Christ zittert noch vor der Zukunft, da er sie und sich in Gottes Hand weiß? Einer bösen Ahnung nachgeben, heißt an der Vorsehung zweifeln. Christlich ist es ferner, wenn Hamlet es ablehnt, Etwas jetzt zu befürchten, das vielleicht in der Zukunft eintritt, oder einer Sache auszuweichen, die doch einmal eintreten soll, wie der Tod. So züchtigt Matthäus die Angst der Kleingläubigen und schließt (6, 34): „Darum sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.“ Christlich ist endlich der schöne Aufschwung der Seele, der unsern Helden sagen läßt: The readiness is all! **Bereit sein ist Alles!** In Demuth des Augenblickes warten, in welchem der Ruf an uns ergeht, aber dann in diesem Augenblicke zum Helden werden! Mag auch die That mit dem Leben erkauft werden, — das Leben hier auf Erden verspricht nicht so viel, daß man um

seinetwillen von einem großen Werke abstehen sollte. Bereitsein ist Alles! Lukas (12, 35 ff.) bezeichnet dies mit folgenden Versen: „Lasset eure Lenden umgürtet sein und eure Lichter brennen, und seid gleich den Menschen, die auf ihren Herren warten, wenn er aufbrechen wird von der Hochzeit, auf daß, wenn er kommt und anklopft, sie ihm bald aufthun. Selig sind die Knechte, die der Herr, so er kommt, wachend findet!"

Bedenkt man diese ruhige Fassung des Gemüths, in der Hamlet den König erwartet, so kann man gewiß nicht Denjenigen Recht geben, die das Ende unsers Freundes dadurch herabsetzen, daß sie sein letztes Handeln nicht aus jener Fassung herauserklären, sondern ihn als vom Augenblicke hingerissen bezeichnen.

Der König naht — „zu guter Stunde" (in happy time), wie Hamlet sagt.

Während so unser Held zu innerer Klarheit gelangt, sehen wir, wie sich dagegen das Auge des Laertes trübt. Dieser behauptete, eine ganze Welt könne ihn nicht aufhalten, und doch gelingt es der List des Königs. Er läßt sich von diesem bethören, den geraden Weg aufzugeben, und zu schmählicher Hinterlist verleiten. Beinahe kommt das Schwanken nun an ihn, sagt er doch: „Beinahe ist es gegen mein Gewissen." Um jeden Verdacht von sich abzulenken, macht der König einen scheinbaren Versuch, Hamlet und Laertes zu versöhnen; er hätte sich dann später darauf berufen und alle Schuld auf letztern schieben können. Aber er „baute das Haus ohne Gott." Hamlet wird ver-

wundet, bemerkt rasch, daß die Klinge seines Gegners scharf sei, entreißt ihm sie (so möchte ich den Wechsel der Rapiere erklären, wie ich glaube, auf die einfachste und nächstliegende Weise) und stößt nun Laertes nieder, der heftiger verwundet sein muß, denn er stirbt auch früher als Hamlet. Dieser tödtet jenen mit Recht, weil derselbe vom geraden Wege abwich und sich wie Polonius, wie Rosenkranz und Güldenstern zu einem Werkzeuge erniedrigte, das den Gang der sittlichen Nothwendigkeit hemmen, nämlich den Wiederhersteller derselben unschädlich machen sollte, und von seinem heimtückischen Vorhaben trotz der edlen Art, mit der ihm der Gegner den Vorfall auf dem Kirchhofe abbittet, nicht abließ. Er gesteht selbst: „Mich fällt gerechter Weise mein Verrath."

So zeigt dann auch die Katastrophe das vergebliche Bemühen des Königs, der Hand Gottes zu wehren. Den für Hamlet bestimmten Becher, in den er die vergiftete Perle wirft, muß die Königin trinken, deren Seele er schon längst vergiftet hatte, und durch den bewußten Degen, dessen Spitze zugleich die Spitze seines armen Menschenwitzes war, muß er selbst fallen. Sterbend ruft die Königin ihren Sohn auf. Dieser bleibt besonnen und läßt, damit ihm der Schuldige nicht wieder wie im Theater entrinne, die Thüren schließen, hört die Anklage des Laertes, welche die seine überflüssig macht — er sieht nur eine halbe Stunde Leben noch vor ihm und verzichtet daher auf eine Rede, welche die Schuldigen erschüttern und die Schuldlosen erschrecken möchte — stößt den Frevler nieder und wirft ihm noch die

Namen eines Mörders und Blutschänders nach. Dies ist die Antwort auf den Ruf der Wache im Beginn des Stückes: „Lang lebe der König!" Hamlets Stoß ist kein bloßer Zufall, kein Resultat blinder Hast; er ist aber auch kein Sieg der Nothwendigkeit über die Freiheit in **dem** Sinne, daß letztere verneint würde und eine Niederlage erlitte. **Damals** hatte Hamlet als blindes Werkzeug der obersten Macht gehandelt, da er Polonius traf; hier handelt er zwar allerdings auch im Sinne der Gottheit, er handelt aber auch zugleich aus seinem freien Willen heraus. Er ist ein Werkzeug der Weltordnung, aber es ist sein freier Entschluß, der ihn zum Werkzeuge macht.

Wir stehen demnach da, wohin der tiefe Sinn der ganzen Tragödie deutete: **die höhere Nothwendigkeit und die menschliche Freiheit sind versöhnt.** Hamlets Laufbahn ist vollendet, denn die That ist geboren. Der arme „verstörte Geist" hat Ruhe. Rührend sind die letzten Augenblicke unsers Freundes: der Mitleidsseufzer um die Mutter, seine Bitte an Horatio, die Bürde des Lebens zu tragen um der Ehre des Freundes willen, seine dem siegenden Fortinbras dargebrachte Huldigung, seine Ahnung der Seligkeit, von der er nun nicht länger verbannt bleibt, sein Verstummen und letzter Seufzer. Horatio spricht mit Schmerz: „Da bricht ein edles Herz." So hat er ausgelitten, eben weil er frei war, und im Untergange gesiegt, weil der höchste und sein Wille in Einem

Punkte zusammentrafen. Nun wird sein Geist auffliegen und in der Sphäre des Engels sich bewegen, zu der er schon hier sehnend aufgeblickt und die er in einem poetischen Traume schon dem Menschen zugeschrieben hatte. —

Das alte Königshaus ist ausgestorben, nur im Volke liegt noch die Hoffnung einer bessern Zukunft. Allein mitten unter diesen Leichen, nach denen das frischaufgewühlte Grab Ophelia's zu verlangen scheint, allein steht Horatio, der Edle, und verkündet der Nachwelt unnatürliche Thaten, zufällige Gerichte, Morde und Plane, die ihre eigenen Erfinder vernichten. Zu diesem Heroldamte der Geschichte ist er wie berufen. Was die Wiederherstellung des Staates betrifft, so bedarf sie einer starken Hand. Ein Weltgericht hat die Hohen des Landes gezüchtigt, die Vergangenheit bricht morsch zusammen, die Gemüther sind aufgeregt und drohen Unheil, wenn sie nicht kräftig gezügelt und beschäftigt werden. Fortinbras ist es, der zu seinem äußern Rechte auf Dänemark den frischen Lorbeer über Polen als Beleg innerer Berechtigung hinzugefügt hat und nun als der Mann der Zukunft auftritt. Wir irren nicht, wenn wir glauben, auch er wird die Freundeshand eines Horatio ergreifen und das Andenken Hamlets ehren, von dem er rühmt: er hätte sich gewiß königlich bewährt, wäre er hinaufgelangt. Nur Fortinbras ist würdig, den Thron einzunehmen, den Hamlet nach Beendigung seiner Lehrjahre gewiß geziert hätte. Das Drama endet im Frühlinge, und Veilchen blühen auf Ophelia's Grabstätte.

XX.
Schlußbetrachtung.

Die entwickelte Tragödie ist die Verherrlichung der handelnden Seite des Menschen, die Shakspeare seinem ganzen Wesen nach höher als die beschauliche stellt. Sein Todtengräber sagt naiv genug: „Eine Handlung hat drei Stücke: „sie besteht in Handeln, Thun und Verrichten." Der Gute betont den Kernpunkt der Sache dreimal. Das vorliegende Drama darf, wenn es anders Aufgabe der Tragödie ist, den Menschen im Ringen mit seinem Geschicke darzustellen — den mit Gott ringenden Jakob, wie die Bibel erzählt — wol die **Krone der Tragödien**, die Tragödie par excellence genannt werden, denn die Darstellung des Verhältnisses zwischen Freiheit und Nothwendigkeit ist ihr eigentlicher und einziger Stoff. Shakspeare hat hier das Größte geleistet und die von ihm selbst gestellte Aufgabe, daß das Drama der Natur einen Spiegel vorhalten solle, meisterhaft erfüllt. Oder erkennen wir nicht das Abbild der Menschheit? Erkennen wir den Hamlet, der in uns liegt, nicht?

Faust und Hamlet resigniren zuletzt; seien sie uns darin ein Vorbild. Nicht das Lösen der Probleme dieser Welt ist unsere Aufgabe, sondern das Erforschen des Begreiflichen; — nicht den Aufriß unsers Lebens zu zeichnen ist unsere Aufgabe, sondern ihn durchzuführen, wie ihn die Vorsehung festsetzt. Dazu gehört die Demuth des Entsagens

auf das uns Fernliegende, aber auch eine muthige Erhebung der Seele innerhalb der uns angewiesenen Sphäre. Hamlet ward ihrer erst theilhaftig, als das Gottesbewußtsein in ihm wieder lebendig geworden war, und er an Horatio's Seite beten konnte, denn seine Worte in jener Szene sind ein Gebet. Dieses in seiner lautern Wahrheit — ich meine nicht das Sprechen eingelernter Worte zu bestimmter Stunde, sondern ein, vielleicht kurzer Aufblick in Folge des innersten Dranges — ist die Weihe zu der That. Dadurch läutern wir unser Gemüth von den Schlacken der Erde, stellen unsere Beziehung zum höchsten Wesen wieder her, lassen es in uns einziehen, heiligen uns zu seinem Werkzeuge und — sind bereit. Schon das Gebet selbst belohnt. Man könnte fast sagen, daß es uns göttlich stimmen, uns stärken würde, selbst wenn es keinen Gott gäbe!

Goethe sagt: „Shakspeare's Werke sind keine Gedichte, man liest in ihnen wie in aufgeschlagenen Büchern des Schicksals." Wie wahr ist dieses Wort! Ja, noch mehr. Das Weltgesetz, das wir im bunten, zerstreuten, dem Anscheine nach zusammenhanglosen Leben um uns her höchstens schwach ahnen, meist mißverstehen oder ganz übersehen, wie lebendig spricht es zu uns aus dem Gedichte! Der Poet muß uns in einem bestimmten Rahmen eine kleine Welt zeigen, in der ein gewisser Plan sich entrollt und bis zu einem bedeutungsvollen Abschnitte fortschreitet! Die im Werke des Künstlers, im Mikrokosmus desselben klar angeschaute Einheit läßt uns dann die Einheit im Makrokosmus, im großen Weltalle ahnen. Verschwindet uns im

Drama der Zufall, indem wir in ihm nur eine der vielen möglichen Formen, in denen sich das Nothwendige verwirklichen kann, erkennen, dringt sich uns hier die große Wahrheit auf, daß oft gerade das, was uns blindes Ungefähr dünkt, aus den tiefsten Quellen steige, wie Schiller sagt, — werden wir dann noch länger im Leben an einen Zufall glauben? Wird uns nicht Shakspeare, wenn er mit der Ruhe einer Gottheit über seiner Dichtung steht, die Gestalten derselben lenkt und richtet, an die über uns waltende Vorsehung mahnen? Werden wir nicht ernster in das Leben zurückkehren, wenn wir sehen, wie das Schicksal hier über Alle hinschreitet und die Thaten der einzelnen Menschen wie zerstreute Fäden in das große Gewebe der Weltgeschichte mit einspinnt, selbst die Verirrungen jener? wie — ein Beispiel belege das Letztere — der Mord des Polonius benutzt wird, um durch Herbeiführung des Laertes die Entwicklung des vielverschlungenen Knotens anzubahnen? Wird es uns so ganz gleichgültig lassen, wenn wir bemerken, daß Hamlet den schweren Irrthum begangen, nur die Folgen seines Thuns und nicht auch die seines Unterlassens zu bedenken? oder daß selbst er, der ursprünglich so reine und edle, dem Rachegefühle gegen seine Reisegefährten nachgeben konnte und so die Worte des Philosophen Rosenkranz neu bestätigt: „Jeder Mensch kommt zum Bösen und muß zum Bösen kommen, wenn nicht, wie der erste Mensch, in der That, so doch, wie Christus, im Gedanken." Soll der König umsonst uns ermahnt haben, der günstigen Stunde wahrzunehmen, Hamlet umsonst vor uns für sein Zuspät-

oder Zufrühehandeln gelitten haben, oder rufen wir uns mit Illo zu:

> O nimm der Stunde wahr, eh' sie entschlüpft!
> So selten kommt der Augenblick im Leben,
> Der wahrhaft wichtig ist und groß. — —

Das wahre Lebensgesetz liegt in der Mitte zwischen Wallenstein, der nicht handelt, bis ein äußeres Zeichen ihm als Ruf des Schicksals erscheint, — und Hamlet, der nicht handelt, weil nur ein äußerer Ruf, aber noch nicht der des eigenen Herzens ihn auffordert. Ueber die Frage, ob ein gewisser von Außen an uns kommender Ruf ein göttlicher sei, dem wir folgen sollen, oder ein teuflischer, wie Hamlet befürchtet, möge uns die reinerhaltene, nicht im Zweifel, wie bei unserm Helden, stummgewordene innere Stimme hinwegheben.

Die Tragödie entspricht dem Gesetze des Aristoteles, denn wir sehen eine Handlung (Goethe, Bd. 33 S. 13), die nach einem Verlaufe von Mitleid und Furcht mit Ausgleichung solcher Leidenschaften ihr Geschäft abschließt. Die Trauer um das Loos der Menschheit, das wir die Dichtung hindurch fühlen, läutert sich in uns „stummen Schauern des Trauerspiels" in demselben Grade, als die Läuterung des Helden vor sich geht. Wir werden zwar niedergeworfen in den Staub vor dem Anblicke der obersten Macht, aber wir fühlen auch die liebende Vaterhand, die uns wieder aus der Tiefe erhebt; wir erkennen —

> — — das große gigantische Schicksal,
> Welches den Menschen erhebt, indem es den Menschen zermalmt. —

Bedenken wir endlich, wie viele unendlich hohe und tiefe Gedanken in unserer Dichtung anklingen, dann dürfen wir sie wol eine religiöse Tragödie nennen, — eine Tragödie, die uns die endliche Versöhnung des göttlichen und menschlichen Willens darstellt. Gegenüber der Willkür des Königs siegt die Nothwendigkeit; sie siegt auch gegenüber Hamlet, ohne daß jedoch dessen Freiheit unterläge. Wie in der Liebe Jedes siegt und zugleich besiegt ist, — erringen hier beide — die höhere Nothwendigkeit und die menschliche Freiheit — einen Sieg, indem sie sich vereinen. Jene siegt, weil sie sich durchsetzt; diese siegt, weil sie sich von äußerer Nöthigung unabhängig erhält, bis zu dieser innere Bewegungsgründe hinzutreten.

Dies ist die Idee einer Weltdichtung, welche mit Nichts als mit dem deutschen „Faust" verglichen werden kann. Es werden Menschen kommen und gehen; aber diese beiden Tragödien werden bleiben und unsern Enkeln ein heiliges Vermächtniß sein, — ein Zeugniß, daß wir an die Räthsel des Alls nahe herantraten und die Hieroglyphen, mit denen die Gottheit ihren Plan im Universum angedeutet, zu lesen suchten.

Zusatz.

S. 92. Wenn Hamlet befürchtet, der Geist könne ein Teufel sein, so erinnert uns dies an eine Stelle bei Belleforest, die Guizot in seinem neuen Werke über Shakspeare, das — weil von einem Franzosen geschrieben — Beachtung verdient, S. 204 mittheilt: „Vivant son père, Amleth avoit été endoctriné en cette science avec laquelle le malin spirit abuse les hommes, et avertissoit le prince des choses déjà passées. Il y auroit fort à discourir si ce prince, par la violence de sa melancolie, recevoit telles impressions qu'il devinât ce que nul homme ne lui avoit jamais déclaré.“ Man denkt bei jener Wissenschaft sogleich an die „philosophia occulta“ des Agrippa von Nettersheim. — S. 5, Z. 7 von unten soll es heißen: „Resigniren und Sichzurückziehen auf das Begreifliche. S. 11 Z. 9 v. u. hat das Wörtchen „diese“ auszufallen.

Inhalt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.

F. X. BEER
kgl. Hofbuchbinder
MÜNCHEN
Ledderergasse 25.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eckardt, Ludw.

Dramaturgische Studien I. Vorlesungen über Shakspeare's Hamlet

Aarau 1853

L.eleg.g. 121 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10573781-5